

femSCRIPT

The background of the cover features a light beige, textured surface. Overlaid on this are faint, sketchy line drawings of a plant. A prominent stem with several large, ovate leaves is visible. One leaf in the lower right quadrant is more detailed, showing clear venation. At the top of the stem, there is a small, rounded flower or bud. The overall aesthetic is minimalist and artistic.

Die Jubilierende Nr. 13

Mai 2020

Impressum

Herausgegeben von: femscript.ch

Redaktion: Schreibtische Basel, Bern, Oberaargau, Rose Zürich, Winterthur, Zürich

Korrektorat: Ursula Mori, Susanne Thomann, Rosa Weiss, Andrea Barbara Trachsel

Layout: Elisabeth Hostettler

Druck: Coloroffset AG, 3012 Bern

Auflage: 200 Exemplare

Erscheint 2x jährlich

Preis Einzelnummer: Fr. 8.-

©Bilder: Rosa Weiss (Umschlag), Susanne M. Neeracher-Frei (Illustrationen: «Von Haarrissen & gepflügten Aeckern», 2007)

©Texte: Das Copyright der Texte ist bei den Autorinnen.

INHALT

Editorial	1
Fragmente eines Festmahls	
ins paradies tauchen – andrea barbara trachsel	2
durchlaucht – andrea barbara trachsel	3
unter den dielen – andrea barbara trachsel	4
Die Muscheln – Eva-Maria Dütsch	5
Bauchgefühl – Elisabeth Hostettler	6
Huhn und Hahn und das Dazwischen – Pia Berla	8
Turteltörtchen – Rosa Weiss	9
Das Getuschel der Tischtücher – Rita Weibel	10
Unerwünscht – Ursula Mori	12
Die Hoffnung der Rose – Susanne Thomann	14
Im Sektkarton – Susanne Thomann	15
Der Ärger des Holzstuhls – Susanne Thomann	16
Zugabe – Irmeli Kivijärvi	17
Der Geburtstag – Sarah Stutte	19
Ein schöner Tag – Veronika Bucher	22
Düstergrau – Marietheres Tschopp	25
Ein Abendmahl – Ursula Schweizer	26
Das Licht fiel schräg – Regine Schaaf	28
Erinnern – Claudia Schwarzenbach	30
Wolken aus Glas	
Wolken aus Glas – Ainca Kira	32
Die Farbe Gelb – Ainca Kira	34
Verkündigung – Ainca Kira	35
In der Tiefe des Meeres – Ainca Kira	36
Das Bad – Ainca Kira	37
essen essen nicht essen	
Abendessen – Pia Troxler	39
Grüne Nudeln – Pia Troxler	40

INHALT

Grossmutter's Fischsuppe – Helen Steiner . . . . .	.42
Fleisch – Esther Vögeli (-Bill) . . . . .	.44
Cleverness – Esther Vögeli (-Bill) . . . . .	.46

dahin dahin

Hörerlos – Barbara Just . . . . .	.48
Geliehenes Daheim – Barbara Just . . . . .	.48
Unterwegs – Franziska Löpfe . . . . .	.49
Schaukeln – Brigitta Klaas Meilier . . . . .	.50
Brot für alle – Nora Dubach . . . . .	.52
Zettel – Brigitte Simma . . . . .	.54
Einen Tag lang – Brigitte Simma . . . . .	.55
Allein Reisende – Dorothea Zingg . . . . .	.56
Der Weise – Susan Tumbrel . . . . .	.58
Fische – Rita Roedel . . . . .	.60
eine dreiundfünfzigjährige – annette rafeld . . . . .	.63

Kreis des Lebens

Die Welt in hundert Jahren – Margret Schneeberger- Liechti . . . . .	.65
Das Leben findet immer einen Weg – Béatrice Ammann-Leuenberger .66	
Fragen zum Leben – Barbara Fürcho . . . . .	.68
Jubilieren statt sterben – Elisabeth Leuenberger . . . . .	.69
Kreis des Lebens – Susanne Gantner . . . . .	.70
Werden und vergehen – Margrit Wittwer . . . . .	.71
Stirb und werde – Rose Breinlinger . . . . .	.72

Rosengeblätter

S: Man könnte abergläubisch werden. Ausgerechnet die 13. Nummer von femSCRIPT ist die Jubiläumsausgabe, gemeinsam gestaltet von 35 schreibenden Frauen. Ein Powerpaket weiblicher Zusammenarbeit. Die Dreizehnte – wer kennt sie nicht, die Fee aus Dornröschen, die nicht eingeladen wird. Im Königshaus gibt es nur 12 Goldbestecke, so wie das Sonnenjahr nur 12 Monate kennt, ignorierend, dass es 13 Mondzyklen sind, 13 Menstruationszyklen. 13 ist die Zahl der erwachten Frau; Zahl jenes machtvollen Zustands, dem Dornröschen entgegenschläft. 13 ist die patriarchale Unglückszahl. Sie ist Luzifer, ist Loki zugewiesen. Verunsicherung. Angst. Verführung. Gefährdung der männlich definierten Ordnung.

E: Die Dreizehnte also, ein Powerpaket. SCRIPT, die Geistin, die uns verbindet, ist eine mächtige. Keine Frage, dass sie nicht zum Fest geladen würde. Was aber sollten wir ihr auftischen? Wie ihr huldigen? Ihr unsere Freude und Dankbarkeit zeigen? Dachten wir doch noch vor Kurzem eher ans Sterben als ans Jubilieren. Zum Glück haben wir die Tür offen gelassen, sie ist eingetreten, hat sich gewundert über die kreuz- und quer hängenden Deadlines und wie geschickt wir mit ihnen umgingen, keine einzige wurde übertreten; geschoben oder gezerrt, ja, und atemlos

hingerannt und stehengeblieben. Und nun das: ein süffiger Leseschmaus, eine währschafte Abendkost, ein träumerisches Hinuntergleiten. Vielleicht liegt das Eine oder Andere schwer auf, kein Wunder nach dem hundertjährigen Schlaf, da kann einer nach soviel Üppigkeit schon schwindlig werden.

S: Du sagst es: wir haben nicht nur fem, wir haben auch SCRIPT. Wir haben Sprache. Sie schert sich nicht um die Anzahl Bestecke. Sie stürmt was sie will, Köpfe, Hirne, Leben. Sie durchschlägt das alte Dornestrüpp, lässt Rosen blühen und die Prinzessin erwachen. Sie hat auch unser Jubiläum gestürmt und die Dreizehnte ganz und gar eingenommen. Sie lädt zum Festmahl. Seht die Rosen! Lest und genießt!

E: Ja, wir haben fem, wir haben SCRIPT und wir haben faim: Hunger auf mehr, Hunger auf Wörter, auf Vielfalt, auf Unerschöpflichkeit. Braucht es da wirklich Gabel und Messer? Egal, jeder das ihre. femSCRIPT für alle. Aus dem Magen dringt ein Knurren, ein CRI – wer schreit da? Ein geschlagener Hund, ein Neugeborenes, die zurückgewiesene Fee, oder hat sich eine an den Dornen gestochen? Schaut selbst. Esst. Lest. Lest und genießt!

Susanne Thomann und Elisabeth Hostettler

ins paradies tauchen

meine halbe verwandtschaft sah ich in irgendwelchen mousses und cremes verschwinden. auch die meisten meiner bekannten sind entweder in eierspeisen eingetaucht oder auf dem weg dahin verschollen.

was tatsächlich geschieht, wenn man eingetaucht ist, weiss niemand so genau. denn es kehrt ja niemals jemand zurück. manche sagen, dass man sich in den speisen vermehren könne und mit etwas glück sogar gegessen werde und in einem menschenmagen lande. das sei das paradies und wunderbar. man sei wunschlos glücklich und all seine sorgen los. es sei das schönste, was man sich vorstellen könne. aller-

dings kenne ich auch einige artgenossen, welche davon überzeugt sind, dass es mit dem bakterienleben aus und vorbei sei, sobald man eintauchen würde. danach käme das nichts. doch das ist mir zu trist. und überhaupt – das kann doch nicht der sinn eines salmonella enterica-lebens sein! ich bin überzeugt, dass da noch was kommt! wenn nicht das paradies im magen, dann bestimmt was anderes. nun ja, vorerst harre ich der dinge und warte, bis das buffet steht. und dann, dann hoffe ich, dass ich endlich dem paradies mit einem weiten sprung näher komme.

andrea barbara trchsel

durchlaucht

zuerst haben sie mir die haut abgezogen. in streifen. einen nach dem andern. wie hat das gebrannt! dann wurde ich in rädchen zerteilt und schliesslich in die kochende brühe geworfen, an deren oberfläche grosse fettaugen schwammen. ich wollte nur noch sterben, so hat das geschmerzt! hinzu kam die schmach, mit dem jämmerlichen lauch im gleichen topf kochen zu müssen. das war beinahe noch schlimmer. schon im ersten beet waren meine freunde und ich den lauchkollegen immer ausgewichen. die hatten einen solch starken geruch und standen dünn und lang nur dumm rum. da lob ich mir uns karotten. wie

keck ist unsere knackige statur, unsere leuchtende farbe, die wir aber stets mit erde bedeckt halten. nun muss ich ausgerechnet mit dem lauch zusammen enden!

ein lauch-karotten-eintopf sollen wir werden und irgendwelchen frauen dargeboten werden, die was zu feiern haben, hat die köchin zum gehilfen gesagt. hoffentlich werden sie mich wenigstens liebevoll kauen. der erste biss soll der schlimmste sein, heisst es. danach werde man nicht mehr viel spüren. ich kann nur hoffen, dass das stimmt.

andrea barbara trachsel

unter den dielen

ich hatte geahnt, dass es so kommen musste. meine schlimmsten befürchtungen sind eingetroffen. obwohl ich mir immer eingeredet habe, dass schon nichts passieren würde. und dann – whumms – auf einen schlag – ist alles anders. bruno ist tot. mein bruder, der wendige und spritzige lebemann – von einem metallenen tischbein erschlagen und zerdrückt. bereits vor einigen tagen entstand unruhe im saal und dunkel angezogene männer mit schweren schuhen trampelten hin- und her. in meiner kleinen wohnung war das kaum auszuhalten. jedes mal, wenn einer der arbeiter über meine wohnung lief, neigte sich die diele bedrohlich ins wohnzimmer herunter, ächzte, und staubiger dreck rieselte den wänden entlang auf den boden. da wurde mir klar, dass bald wieder was los sein muss im bärensaal. die spatzen, die jeden morgen draussen auf der fensterbank zusammen tratschen, hörte ich munkeln, dass ein jubiläumsfest stattfinden werde. und sämtliche gäste frauen seien. das hatte mir gerade noch gefehlt! nicht, dass ich ein frauenhasser bin – aber so viele frauen auf einen haufen, das ist nicht so mein ding. ihre hohen stimmen, das viele lachen – und das schlimms-

te – ihre hochhakigen schuhe. wenn die einen abend lang über meine wohnung stöckeln, krieg ich nacher drei tage migräne! tja, und jetzt habe ich auch noch meinen bruder verloren. nur weil er unbedingt mit den weberspinnen feiern gehen wollte. dieser weiberheld! dabei wusste er doch, dass es während festvorbereitungen jeweils gefährlich ist. aber seine weberspinnen waren ihm wichtiger als seine sicherheit. das hat er nun davon. schon unsere mutter hatte ihm vorhaltungen gemacht. es gehöre sich nicht, als junger holzwurm dem weiblichen geschlecht nachzuschauen. und schon gar nicht, sich mit fremden arten einzulassen. dass der saal, sobald sich menschen darin aufhielten, gefährlich war, das hatten wir schon im jungen alter erfahren. damals, als unser vater bei abräumarbeiten zu tode getreten wurde. aber bruno hat es mal wieder nicht lassen können. wegen diesem blöden fest ist er nun tot. tja. ich zieh mich mal in mein bett und warte, bis dieses vermaledeite fest über die bühne gegangen ist und endlich wieder ruhe einkehrt.

andrea barbara trchsel

Die Muscheln

Und sieh sie dir an! Der Topf verschwindet beinahe. Ihr grau-schwarzer Deckeldialog mit ihren feinen Öffnungen, ihr nasser Silberbelag als Verheissung, das raue, knackende Mosaik ihrer äussersten Schicht. Sie bringen ein Blau, das niemand kennt. Der Tisch und die Schüssel lernen es kennen, der Raum reagiert. Und obwohl sie nur daliegen, sind sie bewegt, tüchtig fast, sie korrelieren mit dem Statischen der Umgebung und lehren die dunkle Wildheit von schwarzem Wasser, aus dem sie kommen. In ihren Halbmondbäuchen wird getragen, wird gelebt, sie bringen eine fertige Geburt zu Tisch. Ich schenke ihnen meine Augen schon seit sie da sind. Ich erlebe sie und nehme mich zusammen als hätte auch ich zwei Hälften und eine Feinheit in mir. Wenn das Fleisch meiner Hand die spitzen Enden und das dünne Runde am anderen Ende ihrer Form fertig erkundet hat für dieses Jahr, kommt mir jedes Mal die gleiche Szene in den Sinn. Ich sehne mich nach diesem weissen, glatten Topf mit dem schwarzen Zentrum, das sie für mich, für den Raum, für alle Ästhetik bilden, und ich erinnere mich an eine Frauentoilette im Süden Athens. An den Geruch der dunklen Wand, an das Geräusch der Spülung. Wenn ich Muscheln erkenne, steigt da ein Meer, steigt eine Stadt empor, die sich kreuzen mit allen Weissstufen der Tempel im griechischen Mittagslicht.

Ich weiss von der Nacht, die ich da verbracht habe, in einer kleinen, dreieckigen Kabine, ich weiss, was ich in der frühen Kühle der Athener Dämmerung schliesslich runtergespült habe, ich bin gerührt. Die Muscheln nehmen es mir ab, mich zu schämen, sie tragen mit allem Können etwas in sich, das nicht überlebt. Die Kellneruniform von heute Abend kratzt mich und die Stufen zur Küche sind rutschig, der Boden im Festsaal aus Marmor. Ich gleite und helfe, die Töpfe, das Besteck, die Gäste dann später, alles in Vorbereitung auf ein besseres Stück. Ich begeben mich in die Küche. Ich hätte mich gerne gesetzt, aber stattdessen sehe ich eine von ihnen am Boden liegen. Eine der kleineren, sie muss aus dem Topf gefallen sein. Ich zögere, hätte einen Schritt nur zu machen brauchen, um sie aufzuheben. Alleine auf kalten Platten scheint ihre Öffnung der Ansatz eines Schreis. Ich verstehe sie.

Und als jetzt von hinten jemand mit grossen Füßen und schwarzen Lackschuhen um die Ecke tritt und das kleine Kind zermalmt, sehe ich beim Einsetzen des Geräusches schon nicht mehr viel. Irgendjemand kommt mir zur Hilfe, man macht mit schnellen Bewegungen sauber.

Eva-Maria Dütsch

Bauchgefühl

Zuerst werden sie stöhnen. Phuuuh...
Wie zu Grossmutter's Zeiten!
Erinnerungen an dickflüssige, mehliges,
mit Gemüsefäden durchzogene Suppen,
die den Bauch füllen und die Lust
aufs Essen gründlich vertreiben.

Eine wird aufstehen und schöpfen.
Die anderen werden stumm die Teller
weiterreichen, wortgewandt die
Portionengrößen herunterfeilschen,
kaum eine wird sich trauen, die Nase
zu rümpfen oder die Suppe zurückzuweisen.

Dann werden sie widerwillig den Löffel
in die Hand nehmen, zur Nachbarin
schauen, den Löffel eintauchen
und ein paar Mal im Kreis rühren.
Hilfesuchend werden sie noch ein
Stück Brot in die Hand nehmen, als
Stütze, damit sie nicht ganz allein dem
Schicksal gegenüberstehen, werden
begierig den frischen Backduft einziehen,
verstohlen abbeissen und genüsslich
kauen, während sie feindselig auf den
Rahmschnörkel starren, der auf der
Suppenoberfläche zerfliesst.
Ja, sie werden den Moment hinauszögern.

Und dann werden sie anfangen zu essen.
Einige schnell, um es hinter sich zu bringen.
Andere bedächtig, um den Stil zu wahren;
den Löffel zum Mund

führen, etwas Luft darüber blasen,
vorsichtig die Suppe vom Löffel schlürfen
und schlucken.

Nicht alle werden es merken.

Diejenigen, die von der Hässlichkeit
einer Suppe überzeugt sind, werden
sie als nahezu ungeniessbar herunterwürgen.

Diejenigen, die den Stil zelebrieren
wollen, werden sich eine Eisenstange
im Rücken und Telefonbücher unter
den Armen vorstellen, mit unergründlicher
Mine ins Weite starren, die Suppe
verächtlich als solche ignorieren
und einzig darauf bedacht sein, nicht
zu kleckern und sich nicht die Zunge zu
verbrennen.

Ein paar wenige aber werden innehalten,
den feinen Geschmacksnoten nachspüren,
behutsam den nächsten Löffel zum
Mund führen, in Erwartung, dass sich
das kulinarische Erlebnis wiederhole
und sich das unerwartete Bouquet
im Mund von Neuem entfalten möge.
Sie werden genießen, in Erinnerungen
zerfliessen wie der Rahmschnörkel
auf der Suppenoberfläche, werden
ins mütterlichzarte Kerbelgrün sinken,
einen Hauch Basilikumgewölke und
einen Bauch von Kresseschärfe
wiedererkennen, wer-

den sich den Frühsommergedanken hingeben und träumen, von blassblauen Rosmarinblüten und gelborangen Ringelblumen-Ringelreihen. Erschrocken werden sie aufblicken, wenn sie den letzten Löffel Suppe zum Mund geführt haben, so vertieft waren sie in ihrer Andacht, dass sie nicht merkten, wie sich der Teller leerte. Sie werden verstohlen zur Tischmitte schauen, wo ich in meiner ganzen Grösse und überschwänglicher Wärme darauf warte, meinen Inhalt ein zweites Mal zu offenbaren, diesmal nur dem kleinen, auserwählten Kreis, denen, die den überraschenden Wendungen des Lebens nicht die Tür vor der Nase zuschlagen.

Zaghaft wird eine um die andere einen Zuschlag erbeten, scheu, möglichst ohne Aufsehen. Mit Genugtuung werde ich erleben, wie mein Pegelstand sinkt, wie die Kelle eintaucht und schöpft und eintaucht und schöpft, werde mich in wohliger Restwärme suhlen und dem Porzellansingsang der klappernden Löffel lauschen.

Bang wird mir erst, wenn sich die Letzten auf mich stürzen werden, die, denen das stille, einvernehmliche Nachschöpfen nicht entgangen ist, die, die mit einem untrüglichen Gespür für Exklusivitäten nicht ausgeschlossen

werden wollen und stets in Alarmbereitschaft harren. Sie haben die lippenleckenden Hingebungsrollen aus den Augenwinkeln beobachtet. Wie auf Geheiss werden sie um den Rest in mir kämpfen. Sie werden sich die Suppenkelle aus der Hand reissen, mich grob an einem Henkel anfassen und schräg stellen, mit fahrigten Bewegungen an meine Wände schlagen und die restliche Suppe verteilen, nicht um der Suppe, sondern um des Verteilens willen.

Das ist meine grösste Angst, all die möglichen Verletzungen, die mein Suppenschüsseldasein abrupt beenden können. Ich kenne die Skala der möglichen Schäden, von den abgesplitterten Randkanten, über den Haarriss, bis zum Sprung in der Schüssel. Davor fürchte ich mich. Und vor dem Leben danach, wenn ich aufs untere Tablar, in die hintere Reihe zu stehen komme, noch schlimmer, wenn ich ausrangiert, mit Blumenerde gefüllt und mit Primeln bepflanzt werde. Beklemmende, erstickende Ängste. Den Bauch voll mastiger Erde, schrecklich.

Im Gedenken an das Schicksal meiner Vorfahren wünsche ich mir viel Mut. Bauch- und Kantenbruch, wie man so sagt.

Elisabeth Hostettler

Huhn und Hahn und das Dazwischen

Die ersten Gäste sind eingetroffen, sie bedienen sich am Apéro-Bufferet, setzen sich im Garten unter die ausgebleichten Sonnenschirme. Krümelig so ein Fest in einem Landgasthof. Wo ist das Schloss, das edle Ambiente? Und was ist mit dem Essen? Angepasst an das Gebäude, rustikal, deftig. Wohl bekomm's, all das Grünzeug, die Zwiebeln und Knoblauchzehen, die Würste, die fetten Saucen, das Gehackte und Geschnetzelte, der Braten, die Kartoffeln ... und ein einsames, geschlachtetes Hühnchen auf einem Blech. Es wartet auf einen freien Platz im Ofen.

In der Küche brutzelt es, wird angebraten, gedünstet, gegart, geschmort und gebacken. Hallo, was soll der Broccoli auf dem blassen Poulet? Ist doch ein Geschmackskiller! Das Ofenblech ist bereit für das Beschwaden. Ist das nicht das falsche Programm, das für Gemüse? Dabei ist das tote Hühnchen eine Celebrità. Sogar der Broccoli hat es verehrt, als er im Gemüsegarten des Bauernhofs heranwuchs. Im Hühnerhof regierte ein umtriebiger, lauter Hahn. Er krächte viel zu früh am Morgen und dann immer wieder, den ganzen Tag. Am Abend konnte er kaum noch Körner picken, so übermüdet war er vom Krähen und Herumkommandieren und ... kaum war er im Hühnerstall, fiel er in einen komatösen Schlaf. Fröhlich plagte ihn der Hunger

und er versuchte, mit einer lauten Kikerikadatio an die Dämmerung die Zeit zu beschleunigen.

Die Nachbarn liessen nicht locker, der Hahn musste weg. Sie setzten den Hühnerhofbesitzer unter Druck und ... der Hahn kam in die Pfanne. Ein Hühnerhof ohne Hahn, das ist doch unmöglich, nicht natürlich, das ist ... abartig. So jedenfalls dachte Schneeflöckchen, das junge Huhn aus der Aufzucht der Seidenhühner. Schneeflöckchen begann sich im Krähen zu üben, zuerst zögerlich, noch kümmerlich, dann immer dreister. Ein Hühnchen, das sich als Hahn gebärdet und sich immer mehr als Hahn fühlt. Niemand verstand das, und das Besondere, das Aussergewöhnliche daran wurde nicht erkannt. Schneeflöckchen legte keine Eier mehr. Ja, und so kam es, wie es kommen musste: Das Huhn geschlachtete, gerupfte, ausgeweidete, gewürzte und dekorierte mit saftig grünem Broccoli neben dem Kombibackofen, parat fürs Beschwaden.

Und der Broccoli, der fühlt sich gar nicht wohl – die Erinnerung, das Andenken – er juckt auf und fällt in den Suppentopf. Das Ende, lieber weichgekocht als ... angeschmort auf der Hühnerhaut der Verehrten, der Unvergesslichen.

Pia Berla

Turteltörtchen

Die Letzten werden die Ersten sein. Sagte schon Oma. Sie war eine Geborene Savarin, von und zu Rahm und Rum. Selten nüchtern. Sie machte ihrem Namen alle Ehre. Vermählt wurde sie gegen ihren Willen. Im Gedränge und in der Dunkelheit der Tortenschachtel wurde sie während der Lieferung der Konditorei an die Adresse wo das Bankett stattfinden sollte, unfreiwillig an eine butterig wohlriechende Brust eines unzweifelhaft männlichen Konfekts gedrückt. Und blieb kleben. Leider. Das süsse Liebesgeflüster mit dem Unbekannten endete unter dem unbarmherzigen Licht eines Kronleuchters auf der Torten-Etagère Nr. 3. Der schmalzige Texter, mit dem das Törtchen turtelte, entpuppte sich als banaler buckliger Krapfen, der bereits böse eingetrocknet war. Zu spät. Die Vereinigung hatte stattgefunden. Aller Jammer vergeblich. Man klaubte die unfreiwillig festgeklebte Oma vom Tortenteller, knautschte sie und ihren bröseligen Lover zusammen, rollte sie noch ein wenig hin und her und eine füllige, mit Schokoladenstreusel panierte Punsch-kugel entstand. Mama. «Wir sind die Schönsten, die Süssesten, wir sind der krönende Abschluss von jedem Festschmaus. Wir werden verliebt betrachtet, entzückt gedreht, sorgfältig gewendet, bewusst gewählt, zärtlich

geleckt und schlussendlich euphorisch gelobt. Wir sind die Letzten. Wir sind die Besten!», jubelte Mama, manchmal ein wenig mit zu viel Punsch gepanscht. Offenbar Vererbung. Doch sie war etwas weniger religiös als Oma und tendierte zu einer eher übertrieben euphorischen Sicht unserer Situation in der Familie der Friandisen. Ich, ein Stück der nächsten Generation, sehe die Problematik pragmatisch. Argumentieren kann ich einwandfrei, weil mir, als junge «petite Charlotte», bereits bewusst ist, dass die Kunst der Verführung eine rein oberflächliche ist. Wir turteln mit der Sehnsucht der Menschen nach Genuss und Wohlbefinden. Wir sind vermeintliche Erfüllung, füllen Mägen, die schon voll sind, und liegen zuweilen schwer auf. Ich weiss, mein glitzernder Zucker blendet. Echten Genuss kennen nur noch wenige und ich bin mir schmerzlich bewusst: meine wahren Werte will niemand richtig kennenlernen. Gierig werden wir geschluckt. Wer weiss, auf welchem unverdauten Mist ich mit meinen Schwestern und Brüdern lande. Immerhin. «Les Friandises» leben perfektes Turteltörtchen-Dasein, en miniature, à la minute, hereuses et sans soucis.

Rosa Weiss

Das Getuschel der Tischtücher

Es rumort im Schrank. Fein säuberlich aufeinandergelegt wartet eine Beige glattgeplätteter und millimetergenau zusammengefalteter Damasttischtücher. Im Dunkel ihrer Behausung vernennen sie Geräusche aus dem grossen Festsaal. Es tut sich etwas! Ein Festmahl steht bevor. Die Neugier der Tischtücher ist geweckt. Sie fiebern ihrem nächsten Auftritt entgegen. Endlich wieder neue Geschichten aufsaugen. Lange genug mussten sie im grossen Schrank die Zeit vertreiben. Aufgeregtes Getuschel hebt an. Sie tauschen sich über ihre Erinnerungen aus und stacheln sich gegenseitig an, sich in neue Abenteuer zu stürzen.

Was erwartet uns wohl morgen, wenn die Korken knallen und die Gläser klirren? Wenn die dampfenden Suppentöpfe aufgetischt werden und diese ihre Abdrücke auf unseren edlen Stoffen hinterlassen? Hoffentlich wird wieder Emil Dienst haben, dieser eifertige und ungeschickte Kellner. Emil, der es zu unserem Glück nicht fertigbringt, uns Tischtücher unbefleckt zu lassen. Welcher Gesellschaft dürfen wir zuhören, was für menschliche Erfahrungen und Erkenntnisse dürfen wir still und heimlich einfangen?

Das letzte Festmahl hat uns eine noch nie dagewesene Bereicherung

gebracht. Wenn die Menschen wüssten, wie lernfähig wir sind! Wenn sie wüssten, dass wir nicht nur dafür da sind, als edler Schutzschild für die Tische nützlich zu sein.

Es war wahrlich ein Jahrhundertereignis. Für einen auserwählten Kreis der besten theoretischen Physiker haben wir uns auf die Tische platzieren lassen, durften uns einem ungeahnten Erkenntnisgewinn öffnen. All die klugen Köpfe bemerken nicht, dass wir alles aufnehmen. Sie wissen nicht, dass wir Praktiker sind, dass wir in der Lage sind, ihre Idee der parallelen Universen, die sie ausgebrütet haben, in die Tat umzusetzen.

Soviel haben wir schon erlebt! Nicht nur feudale Essen hat man auf uns getischt und Dessertbuffets kunstvoll ausgebreitet. Unsere raffiniert gewobenen Stoffe haben auch Bücher zur Geltung gebracht! Wissenschaftliche Bücher und Romane. Briefe und allerlei Notizen. Alle Geschichten und alles Wissen haben wir in unsere schillernden Muster hereingezogen. Wir haben uns an den Buchstaben und Formeln gelabt und die Hypothesen gleich selbst bewiesen.

Ja! Wir haben immer alle unsere Ohren offen und nehmen ausnahmslos

FRAGMENTE EINES FESTMAHLS

alle Geschichten, alle Ideen und alle Methoden auf.

Unvergesslich, das grosse Diner mit den Science-Fiction-Autoren. Sie setzen um, wovon die Physiker theoretisieren. Zwar in der Fantasie, doch auf dem Weg der Fantasie wird Praxis aus der Theorie.

Ja, die Theorie der parallelen Universen. Was für eine Offenbarung war es für uns, als Terry Pratchett unvorsichtigerweise die von ihm erfundene Wechselbox fallen liess! Sofort haben wir uns die Essenz dieser genialen Erfindung einverleibt. Seither ist es ein Leichtes, von Universum zu Universum zu wechseln. Was für einen Heidenspass haben wir, seit wir im Besitze dieser Fähigkeit sind! Wieviel kurzweiliger ist es nun im Schrank bis zum nächsten Bankett.

Ein Gedanke und wir befinden uns in der Champagner-Box, wir stupsen einander und kichern über die physikalischen Probleme der Champagnerflaschen. Ein weiterer Gedanke und wir sind im Geschirrkasten bei

den Gläsern und Tassen, bei den Tellern und Schüsseln. Wir vernehmen ihr Geplapper und hören schon das Geklirre voraus, wenn das eine oder andere Geschirr umfällt und seinen Inhalt auf uns ergiesst.

Wie wir uns darüber freuen! Lasst uns auch ein Loblied anstimmen auf Emils Ungeschicklichkeit. So sehr lieben wir unsere Flecken. Erinnern uns diese Spuren doch an unsere Erlebnisse vergangener festlicher Dinners, daran, dass alles erhalten bleibt:

Alle Geschichten, alles Getuschel hinter dem Rücken anderer, jeden Klatsch und jede wissenschaftliche Formel, alles haben wir in unsere facettenreich schimmernden Stoffe aufgenommen.

Alle Tischtücher im Chor:

Das ist der Sinn unseres Daseins:
alles aufzufangen
alles aufzunehmen
alles aufzusaugen

und niemand weiss,
dass wir allwissend sind.

Rita Weibel

Unerwünscht

Sein ausuferndes Lachen ist mir peinlich, doch heute eröffnet es mir den Anblick einer festlich gedeckten Tafel. Weisse Tischtücher, goldene Teller, Kerzenschein, rote Rosen. Was für ein Glitzern und Glänzen. Doch schon ist es wieder dunkel und feucht um mich. Ich werde hin und her geschoben. Von Ferne höre ich Stimmen. Wie schön der Tisch ausgesehen hat. Lass mich raus, ich will auch feiern. Mein Wunsch geht in Erfüllung. Doch anstatt im Kerzenschein zu sitzen, aus den goldenen Tellern zu essen, an den Rosen zu schnuppern, sehe ich nur die herunterhängenden Enden der weissen Tischtücher und Beinpaare – Beinpaare links von mir, rechts, gegenüber. Beinpaare in dunklen Hosen oder von wallenden Stoffen umschlungen. Die schwarzen Stoffe beachte ich kaum, und auch die zu diesen Beinen gehörenden Lackschuhe verlieren ihren Glanz im Konkurrenzkampf mit all den Farben und dem eleganten Auftritt der Abendroben und den mit Glitzersteinchen verzierten Sandaletten. Ich kann mich an den filigranen Mustern, dem seidigen Schimmer der edlen Stoffe nicht genug sattsehen.

**Lachs gebeizt und geflämmt
Avocado
Fenchel und
geräucherte Crème fraîche**

Es wird ruhig. Wie das duftet. Unter dem Tisch geht derweilen der Konkurrenzkampf los. Der Brokatstoff, mit Goldfäden durchzogen, wirft dem schwarzen Seidenstoff mit Rosendruck böse Blicke zu. Der Royalblaue bleibt königlich ruhig – «niemand kann es mit mir aufnehmen, ich bin der Schönste im ganzen Land». «Und ich der Glänzendste», ruft der mit silbernen Pailletten verzierte Stoff vom Ende der Tafel herunter.

**Filini Pasta mit Onsen Ei
Perigord Trüffel
Belper Knollen**

Warm ist es. Riemchen von Sandaletten werden über die Fersen geschoben, Lackschuhe geöffnet und Füße vom Druck der Schuhe befreit. Eine grosse Zehe streckt neugierig ihre Spitze aus einer dunklen Socke. Auf den Tischen geht ein Geklimper los, das Geschirr wird weggeräumt. Da kommen Sandaletten in Bewegung, Stoffe werden glattgestrichen. Die wollen doch nicht schon gehen?

**Angus Bavette
Grillgemüse
Kartoffeln und Jus**

Pünktlich zum Angus sind sie alle wieder zurück. Was ist denn da los? Ein

Lackschuh streift auf der anderen Tischseite eine Sandalette, bewegt den königlich glänzenden, dunkelblauen Stoff. Du Rüppel. Gib doch acht. Doch den Stoff scheint dies nicht zu stören. Auch nicht, als die Spitze des Schuhs ihn leicht anhebt und den schlanken Knöchel streichelt.

Zitronenverveine-Crème Brûlée Blutorangensorbet

Die Sandalette und der Lackschuh sind zum Dessert längst nicht mehr da.

Ich werde müde und träge. Vielleicht bin ich auch kurz eingenickt, als mich eine jähe Stimme weckt.

«Wäh, da klebt ein Kaugummi an der Tischplatte, wie ecklig!» Ich werde weggeklaubt und lande im Abfalleimer. Weit weg von Glanz und Glamour.

Ursula Mori

Die Hoffnung der Rose

Ich bin die Rose. Rot. Tiefrot. Makellos. So wie Hebbel* mich beschrieben hat: «Sie war, als ob sie bluten könne, rot.» Ja, so bin ich. Blutrot. Mit langem Stil, ebenmässigen Blättern und den starken Dornen, die mein edles Geschlecht auszeichnen. Die Floristin hat heute meine Schnittfläche erneuert und mich besprüht. So kühl war das Wasser, so erfrischend! Da bin ich erblüht. Habe mich entfaltet. Ganz. Meine Blütenblätter wie Samt. Duft der Harmonie.

Ich betöre Menschen. Erreiche ihre Herzen. Vielleicht wird mich jemand erkennen heute Abend. Meinen Duft atmen. Die meisten werden mich nicht anschauen. Das macht nichts. Ich blühe für jene, die mich sehen. Ich bin zur Ergötzung der Menschen in Schönheit erwachsen. Das ist der Sinn meines Seins. Anders als meine Ahnen und ein Teil meiner Verwandten, die allein zur Fortpflanzung blühen. Und für die Insekten, die sich an

ihnen laben. Schmetterlinge. Ich habe nie einen gesehen. Saint-Exupéry** sagt, dass man den Frass der Raupen aushalten muss, wenn man sie sehen will. Das hätte man nie zugelassen, dass eine Raupe meine Vollkommenheit beschädigt. So kann ich nur davon träumen, vom Flügelschlag, so leicht, dass er kaum die Luft bewegt.

Ich stehe allein in der Kristallvase. Wie es sich gehört für mein Geblüt. Kein Kraut, das mich belästigt. Ich werde als einzig bewundert und alleine sterben. Bald. «So weit im Leben ist zu nah am Tod». Hebbel hat es gesehen. Ach, wie gerne würde ich für einen solchen Romantiker welken! Heute werden es Frauen sein, die hier speisen. Schreibende. Vielleicht sieht mich eine. Vielleicht.

Susanne Thomann

*Friedrich Hebbel (1813-1863), Sommerbild

**Antoine de Saint-Exupéry (1899-1944), Der kleine Prinz

Im Sektkarton

Wir sind zu sechst. Wir stehen aufrecht. Wir sind kühl. Das tut gut. Ich liebe es, im Dunkel vor mich hinzudämmern, die anderen Flaschen zu spüren, Glas an Glas. Es ist kälter und ruhiger als vorher im Gärkeller. Wir sind Flaschengärung, gehören zu den besseren. Wir sind nach traditioneller Methode hergestellt. Das kann nicht jeder Sekt von sich behaupten. Es war ein langer Weg. Mehr als neun Monate lagen wir im Keller bei exakt 13 Grad. Es war eine eigenartige Erfahrung, das Gären der Hefe in mir zu spüren. Es kitzelte ein bisschen, Bläschen durchkräuselten meine Traumzeit. Die Trübung ging weg, klarer, perlender Sekt reifte in mir. Ich war so glücklich! Die sich absetzende Hefe störte zwar ein bisschen, aber ich wusste, dass man mich eines Tages davon befreien würde. Leider war das dann alles andere als einfach. Die Vervollkommnung war hart, und ich weiss jetzt auch, dass wir unser Label verdient haben und den gehobenen Preis wert sind. Nach der stillen Reifezeit kamen wir ins Rüttelpult. Das tönt harmlos, aber es ist eine gigantische Maschine, in die wir zu

Hundertern gesteckt wurden. Vier Wochen lang wurden wir jeden Tag gedreht, alle miteinander, und nach und nach auf den Kopf gekippt. Das war unangenehm, vor allem, weil die Hefe in den Hals rutschte und am Schluss ekelhaft auf den Kronkorken drückte. Dann kam die Degorgierung. Das tönt schrecklich. Und das war es auch. Man tauchte meinen Kopf in eine minus 20 Grad kalte Flüssigkeit. Der Kronkorken und der Hals gefroren sofort, ich wurde fast ohnmächtig. Zum Glück ging es ganz schnell. Der Kronkorken wurde gelöst, der Hefeeisklumpen flog zusammen mit etwas Sekt aus mir hinaus. Dann wurde ich wieder aufgefüllt. Nicht mit süßem Traubensaft oder Zuckerwasser, sondern mit klarem Wein. Wir sind brut. Als Belohnung bekamen wir den schmucken Sektkorken mit der Agraffe, den wir wie eine Krone tragen.

Oh, der Karton wird aufgerissen. Ade, kühle Nachbarin. Man sagt, es tut nicht weh.

Susanne Thomann

Der Ärger des Holzstuhls

Das vierte Bein ist zu kurz, verdammt nochmal. Sieht das denn niemand? Vorne links. Da ist ein Zwischenraum zwischen mir und dem Boden. Ich habe den Bodengleiter verloren. Ich kann nicht stehen. Hallo! Hallo! Das vierte Bein schwebt über dem Parkett. Kann mir bitte jemand helfen? Meinen Gleiter wieder anmachen. Oder einen neuen. Oder etwas unterschieben. Oder mich wegstellen. Ich will hier nicht auf drei Beinen den Abend verbringen.

Das ist jetzt echt unfair, dass ihr mich auslacht. Ich sehe es doch. Die ganze

Stuhldreie grinst. Ihr wisst genau, was passiert, wenn sich ein Mensch auf mich draufsetzt. Ich knalle auf das zu kurze Bein, aufs nackte Holz! Das gibt einen Schlag bis zuoberst in die Rückenlehne. Ja, lacht nur. Ich wünsche euch einen richtig schweren Typen, die auf euch draufplumpst, dass die Stöße knacken und die Zapfen ächzen und es euch durch alle Fasern geht. Und beim Aufstehen raspeln eure Gleiter über das Parkett. Jawoll!

Susanne Thomann

Zugabe

1.

Der Hunger wächst beim Essen.

Zuerst die Augen sprechen lassen und den Hunger aufkommen spüren. Nicht bei vollem Mund reden. Der Tisch ist gedeckt mit farbigen, leckeren Gemüse: Flambierter Broccoli, Kartoffel-Wolken-Häppchen, gedämpfte Auberginen, Preiselbeeren-Versuchung mit Prise Pfefferminze.

Pornografische Formationen, Gerüche, süsse Versprechungen, eingetaucht im Schlagrahm.

Der Gast ist der König. Willkommen!

2.

Der Gast ist die Königin und es riecht auch nach Fleisch. Und jetzt sammeln sie sich und gehen auf die Jagd, wie die alten Wikinger, oder waren es die alten Helvetierinnen? Jetzt aber jagen sie auf Wörter und wollen sie zähmen und nicht erschiessen.

In der Pause singt Sophie Hunger zu den Texten von Knut Hamsuns Buch «Hunger».

Irmeli Kivijärvi



Der Geburtstag

Sonntag, 1. März 2020, dasselbe Restaurant wie beim letzten Familiengeburtstag, derselbe Tisch, andere Sitzkonstellation. Die Speisekarten werden verteilt und die Getränkebestellungen aufgenommen.

10 Minuten später

Der Vater

So, jetzt erstmal eine rauchen gehen...

Der Grossteil des Grüppchens steht wieder auf (Verhältnis Raucher/Nicht-raucher: 5 zu 3) und wandert hinaus in die Kälte. Der Vater ohne Jacke und Schal, schliesslich hat er sich gerade erst gegen die Grippe impfen lassen.

Die Mutter

«Beim Aldi habe ich diese Übertöpfe gesehen für deinen Balkon, die sind gerade im Angebot». «Wie, die habt ihr jetzt schon? Warum sagt mir denn niemand was in dieser Familie?».

Die Schwester

«Atemschutzmasken? Alle weg. Die Leute drehen total durch. In der Landi haben sie uns sogar die Desinfektionsmittel aus dem WC geklaut».

Die erste Runde an Getränken kommt.

Die Nichte

«...und wir wollten letztens Spaghetti kochen und dafür noch welche einkaufen, doch das Regal im Coop war leer. Und direkt neben uns stand eine Frau mit zwei Einkaufswagen voller Teigwaren. Wir haben sie gefragt, ob sie uns ein Päckchen abgeben würde, aber keine Chance – sie hat ihre Nudeln bis aufs Blut verteidigt».

Der Freund

Ich könnte direkt hier am Tisch einschlafen. Warum bin ich nur so müde? Ich bekomme gar nichts mit....worüber reden die? Und was läuft da hinten, am anderen Ende des Tisches? Ich habe keine Ahnung...

Die Mutter

Steht der Kellner noch hinter mir? Ich mag das nicht, wenn jemand hinter mir steht. «Also ich weiss, was ich esse. Da freue ich mich schon das ganze Jahr drauf».

Der Vater

Ich verstehe hier kein Wort. Warum müssen die immer so schnell und alle durcheinander reden? Kein Wunder verlieren sich da die Worte immer auf dem Weg zu mir – nur Rauschen auf den Ohren.

Der Neffe

Jetzt erstmal eine Runde Tic Tac Toe auf der Serviette und dann die Karten auf den Tisch. Das UNO müsste auch irgendwo im Rucksack sein. Vielleicht lese ich später noch etwas aus Khalil Gibrans «Propheten» vor, spirituelle Grundfragen über das Leben könnten sich hier am Tisch sicher einige einmal stellen.

Die Freundin

Sassen wir beim letzten Mal nicht an genau dem gleichen Tisch? Habe ich da die Käsespätzle gegessen oder gab es noch ein anderes vegetarisches Gericht? Wie viele Spiele passen eigentlich in diesen Bananenrucksack?

Auf die zweite Runde an Getränken wartet man und wartet und wartet. Grund genug für eine weitere Rauchpause.

Die Mutter

Die Kellnerin ist aber auch unfreundlich. Hoffentlich denkt sie an meine Weinflasche als Geschenk. Der Vater hat das letzte Mal zu seinem Geburtstag auch eine bekommen. Soll ich sonst reklamieren?

Die Schwester

«...eine Woche Ferien und dann noch sturmfrei, das habe ich sonst nie.»

Die Mutter

«Ja, dann könnten wir ja mal wieder ins Kino. Ich möchte immer ins Kino, aber niemand geht mit mir hin. Ich würde gerne diesen Film mit den drei Frauen gucken, die ihren Chef wegen sexueller Belästigung anklagen.»

Die Nichte

Ich setze mich nachher noch kurz zu ihr und frage sie, wie es ihr geht, kurz vor der Operation. Sie hat sicher wieder Angst vor dem Einstechen.

Die Freundin

Ich verstehe die in der anderen Ecke gar nicht, weil die rechts von mir so laut sind. Warum sitzt das ältere Ehepaar am Tisch gegenüber eigentlich nebeneinander? Das sieht aus, als würden sie das Restaurant observieren. Die Kellnerin scheint auch nicht ihren besten Tag zu haben. Doch sie hat sicher ihre Gründe, man weiss ja nie, was in den Menschen so vor sich geht.

Der Neffe

Ich glaube, heute gönne ich mir mal

wieder ein bisschen Fleisch und setze meine vegane Phase aus. Cool, Mum hat das Rommé dabei, dann machen wir doch gleich einmal Platz auf dem Tisch.

Der Vater

Nach dem Dessert geht es gleich nach Hause. Dann im Fernsehsessel die Beine hochlegen und Fussball schauen, die Katze zwischen den Füßen und die Ruhe um mich herum geniessen. Ohne Rauschen.

Der Freund

Jetzt zickt sie mich auch noch an. Liegt doch nicht an mir, dass das mit dem heimlichen Kartenunterschreiben nicht klappt. Ich denke einfach an etwas Schönes ... Manchester England, England ...

Das Essen kommt. Alle sind zufrieden.

Ich

... war auch mit dabei.

Sarah Stutte

Ein schöner Tag

Doch, ich bin spontan, Philipp. Ich schneide nur die Rosen für die Tischdekoration. Und bleibst im Garten hängen, wie immer, statt den herrlichen Tag mit mir zu starten, hat ihr Mann gekontert. Und du bist stur. Du hättest den Rasen gestern mähen können. Oder vorgestern. Was für ein Lärm! Unstimmigkeiten zwischen ihnen waren in den letzten Jahren immer seltener aufgetreten, warum ausgerechnet an ihrem Geburtstag? Oh Sommerwind, du hättest meine Worte forttragen, ihnen die Schärfe nehmen sollen. Wie eine Fremde hat ihre Stimme geklungen. Rosalie zupft ein Unkraut am anderen energisch aus der Erde und wirft es in den Korb neben sich. Hat sich ihr Mann in die Garage zurückgezogen? Poliert er gekränkt den Oldtimer, weil sie seine Einladung zu einem Bad im See nicht angenommen hatte? Wieder kriecht ihr die Angst in den Nacken bei der Vorstellung, dass sie mitten im See untergehen könnte, wenn sie der Schmerz unvermittelt traf. Philipp würde sie retten, aber dann wäre sie ihm eine Erklärung schuldig. Prompt meldet sich wieder dieser dumpfe Druck im Rücken. Rosalie richtet sich auf und legt eine Hand auf die schmerzende Stelle. Sie schaut zum nahegelegenen See, dessen Wasseroberfläche im Sonnenlicht glitzert. Unzählige Boote gleiten mit aufgeblähten Segeln stumm

über die Wellen. Ihr gegenüber am nördlichen Ufer kleben kleine Dörfer, darüber türmen sich bewaldete Hügel, deren Kämmen einem Wellenspiel gleichen. Die Berge dahinter erscheinen ihr im föhnigen Licht sehr nahe. Was für ein schöner Tag.

Würzige Luft streicht Rosalie um die Nase und zaubert ein Lächeln auf ihr Gesicht, das feine Falten durchzieht. Als herrsche in ihrem Garten ein Wettbewerb zwischen dem frisch geschnittenen Gras, dem Jasmin und Lavendel. Sie nimmt den Bündel Rosen hoch, schnuppert daran und schliesst für einen Moment wehmütig die Augen. Wird sie noch lange den Duft ihrer Lieblingsrosen wahrnehmen? Wie viele Jahreszeiten werden ihr noch vergönnt sein? Bewahren Sie Ruhe, es kann sich um etwas ganz Harmloses handeln. Die Worte ihres Arztes. Warum hat sie ihn nicht früher aufgesucht? Jetzt hätte sie Gewissheit. Und das Fest abgesagt? Die Warterei auf das Resultat der Untersuchung lässt hässliche Gedanken rotieren. Sie öffnet die Augen und geht zum langen Tisch, über dem bunte Lampions hängen und den ihre Lieben festlich gedeckt haben. Früher überflog sie die Gedecke auf dem cremefarbenen Leinentuch mit dem Blick einer perfekten Gastgeberin. Jetzt nimmt sie das Geschirr und die Gläser aus einer Distanz wahr, so als würden ihr diese die eige-

ne Vergänglichkeit vor Augen halten. Sonnenstrahlen bringen die Kristallgläser, Erbstücke ihrer Tante Elisabeth, zum Funkeln. Das Keramikservice mit den grünen Efeuranken am Tellerrand hatten sie und ihr Mann vor langer Zeit aus der Toskana mitgebracht. Daneben liegen akkurat das Silberbesteck ihrer Grossmutter und die zu einem Dreieck gefalteten Stoffservietten. Haben Nadine und Lena die Lavendelströsschen mit Samtbändern zusammen gebunden, dabei getuschelt und gelacht? Rosalie verspürt plötzlich den Wunsch, ihre Familie um sich zu versammeln, sie zu umarmen und fest an sich zu drücken. Unmerklich schüttelt sie ob ihrer Sentimentalität den Kopf. Sie hat keine Geburtstagsfeier gewollt. Wozu auch, sie wird ohne Verdienst siebzig.

«Mama, man muss die Feste feiern wie sie fallen.» Rosalie war zum Weinen zumute gewesen, hat aber mit fester Stimme gesagt:

«Hast ja Recht, Alexandra. Kann ich euch wirklich nicht helfen?»

Ihre Tochter hat sie aus der Küche gewedelt: «Carpe diem Mama.»

Und Nadine hat angefügt: «Wir haben alles im Griff, Oma.»

Rosalie steckt die Rosen zu gleichen Teilen in die beiden Vasen, füllt sie mit Wasser und stellt diese wieder auf den Tisch. Auf dem Weg zur Terrasse zieht sie die Gartenhandschuhe ab und legt

sie samt Zange und Schürze auf eine Treppenstufe. Während sie sich ein Glas Wasser aus dem Krug einschenkt, in dem einige Minzeblätter schwimmen, schaut sie auf ihre Armbanduhr. Sie hat noch viel Zeit, bis die ersten Gäste eintrudeln. In langsamen Zügen leert sie das Glas, setzt sich auf die Hollywoodschaukel und lehnt sich ins Polster. Mit den Beinen gibt sie Schwung und blickt zum hellblauen Himmel, den einige Haufenwolken zieren. Es ist genau das gleiche Blau wie im Buch «Der Schmetterlingsfänger», aus dem sie ihren Enkelinnen vorgelesen hat. Metallische Geräusche und zwischendurch ein Kichern dringen aus dem seitlich geöffneten Küchenfenster. Eine Welle der Dankbarkeit erfasst Rosalie und sie schliesst die Augen.

Wo haben sich die Vögel versteckt, die unbekümmert ihre Lieder zwitschern? Bald würden sie gigantische Konkurrenz bekommen, sollte ihre Freundin Graziella eine Arie zum Besten geben. Dass die Sopranistin zwischen all ihren Terminen Zeit gefunden hat, mit ihr zu feiern, freut Rosalie besonders. Nadine und ihr Vater werden rockige Gitarrenklänge durch den Garten schicken, dass nicht nur die Blätter an den Bäumen erzittern. Und doch mischt sich in Rosalies Vorfreude ein ambivalentes Gefühl. Einerseits wird sie mit Familie und Freunden das Plaudern in

entspannter Atmosphäre geniessen. Andererseits langweilt sie jetzt schon die Vorahnung auf gewisse Gesprächs-abläufe. Ihren Cousin Herbert mag sie gerne. Aber beim Thema Politik reist er jedes Mal die Aufmerksamkeit an sich, um sich über den Sinneswandel irgendeiner Partei echauffieren zu können. Da ist er wieder, dieser Schmerz. Sie meint, das Lispeln ihrer älteren Schwester Marta zu vernehmen: Ab siebzig beginnt es nicht mehr nur zu zwicken, da beginnen die gesundheitlichen Probleme. Dann ist es ein Muss, regelmässig den Arzt aufzusuchen, hörst du. Genau dieses Hörst du ist Rosalie jetzt schon zuwider. Oder ihr gemeinsamer Freund Otto, ein weit gereister Mann mit interessanten Geschichten im Gepäck. Fängt er jedoch an, leicht angesäuselt über seine Witze zu lachen, und klopft sich dabei auf die Schenkel, ist er kaum zu bremsen. Rosalie streicht blindlings mit einer Hand über einen Oberarm, um ein Insekt zu verscheuchen. Schon wieder. Sie öffnet blitzschnell die Augen und erwischt Lena, wie sie eine Hand zurückzieht.

«Du hast gechillt, Omama.»

«Soso, habe ich das?» fragt Rosalie mit einem verschmitzten Lächeln. «Ist das für mich? Wie aufmerksam.»

Sie greift zu einem Brötchen und beisst hinein.

«So fein, dieser Aufstrich. Den magst

du doch auch so gerne, Liebes. Nimm eines.»

«Hab keinen Hunger.»

«Hast schon in der Küche genascht, ich sehe dir das an. Was grinst du denn so?» fragt Rosalie kauend.

«Schau, da ist ein Zettel.»

«Oh, dann will ich den mal entfalten ... Meine Liebe, ich lade dich zu einer Spritztour ein. Jetzt.»

Rosalie hat kaum zu Ende gelesen, wird sie von ihrer Enkelin an der Hand genommen.

«Moment.»

«Komm, wir fahren zu einer Gelat ... Gelateria.»

«Das ist toll. Deine Mutter hoffentlich auch.»

«Alle, Omama. Ausser Papa, aber der kommt ja bald.»

«Gut, dann sag Opa, ich bin in fünf Minuten parat. So kann ich schliesslich nicht in den edlen Wagen steigen.»

«Mach ich. Soll ich das Federballspiel aus dem Schuppen holen oder spielen wir nachher Boggia?»

«Weisst du was; hol einfach beides. Hübsch ist dein Kleid. Bis gleich.»

Lena hüpfte durch den Garten und Rosalie eilt schmunzelnd ins Haus in den ersten Stock hinauf. Nachdem sie sich im Bad frisch gemacht und eine Tablette eingenommen hat, spricht sie zu ihrem Spiegelbild: Rosalie, alles wird gut. Als sie aus der Haustüre tritt, Nadinne mit ihren beiden Mädchen auf

der Rückbank sieht und ihren Mann lässig an den Wagen gelehnt, geht ihr das Herz auf. Philipp öffnet die Beifahrertür.

«Ich muss unbedingt die Sonnenbrille aufsetzen, so glänzt dieses Cabrio» sagt sie und steigt ein. Er drückt sanft die Tür zu, umrundet den Wangen und setzt sich hinter das grosse, spindeldünne Steuerrad.

«So spontan?» fragt er und zupft an seinem grauen Spitzbärtchen, eine seiner typischen Handbewegungen.

«Habe ich doch gesagt» sagt Rosalie lächelnd und sieht in Philipps Augen nebst dem Schalk eine Vertrautheit und Wärme, sodass sie ihm sanft über die Wange streicht.

«Geht's endlich los?» stürmt Lena. «Auf zum Marco» tönt's im Chor von der Rückbank.

«Jawohl. Er hat das beste Eis der Stadt. Was für ein schöner Tag» sagt Philipp, blinzelt seiner Frau zu und startet den Motor.

Veronika Bucher

Düstergrau

Der steigende Mond bedeckt mit seinem fahlen Licht die düstergrauen Häuser. Eine rauhe, einheitliche Eintönigkeit.

Die Strassenlaternen kennen die Menschen, die bei jedem Eindunkeln in den kalten Winterabenden durch diese Strasse gehen. Ihre Schatten huschen von Lichtkegel zu Lichtkegel.

Es sind Verlorengangene im Lauf ihrer Zeit. Sie haben den Anschluss an die Welt verpasst, Strukturen abge-

lehnt, sind einer Sucht verfallen und haben dabei das Sehnen aufgegeben. Trotzdem, ihre Körper verlangen nach Nahrung. Jede Zelle ist auf Überleben programmiert. Der Magen schmerzhaft leer.

So finden sie sich jeden Abend in der Obdachlosenküche der Stadt wieder. Der Tisch ist gedeckt.

Marietheres Tschopp

Ein Abendmahl

Begleitend zur einfachen Mahlzeit gibt es abends Brot. Zwar nicht jenes, welches sie einst gewohnt waren. Sie sind aus vielen verschiedenen Regionen, aus alten Städten oder grauen Betonvororten, aus Fischerdörfern mit kalkgetünchten Fassaden, aus Lehmziegelhütten oder aus Wüstenzelten, aus Kasernen, aus Villenvierteln angereist. Sie sind hier versammelt, um zu essen. Auch – und vor allem – um Brot zu essen, das tägliche Brot. Es gibt diese eine Sorte davon. In grossen Stapeln türmt es sich auf der Tischmitte, auf dem rohen Holz. Dort, woher sie stammten, war ihr Brot anders gewesen, und man hatte es vielleicht nebenbei gegessen, hastiger. Es war einfach da, entweder frisch vom Bäcker geliefert, oder gut eingeschweisst und über Wochen haltbar gemacht vom Supermarkt an der Ausfallstrasse, vom Basar der Medina, vom Wochenmarkt, von einer Bäuerin oder aus Grossmutter's Blechofen, aus einer Tiefkühltruhe. Oder sie hatten es bei einem Parkplatz über dem offenen Feuer selbst gebacken, fladenförmig und meist zu hart geraten. Sie alle haben jenen Duft gespeichert, haben den Duft ihres Brotes in der Erinnerung eigens zurecht gemahlen.

Nun, dieses Brot hier ist gross und rund, aus halbdunklem Mehl, mit wolkig gebräunter und knusprig gerisener Rinde, das Innere luftig, weich

mit einer leichten Süsse, die sich beim Kauen allmählich und heiter im Mund ausbreitet, die Magengrube beschwichtigt, den Bauch beschwörend wärmt, endlich. Wenn sie könnten, würden sie es wiederkauen, leidenschaftlich und lange wiederkauen und dabei die Augen schliessen.

Auch in ihren Herzen dehnt sich greifbares Wohlsein aus, als ginge nach einer kalten Nacht die Sonne auf. Diese Sonne, die keinen Unterschied macht zwischen all den Menschen hier, diesen Wartenden an groben Tischen, auf diesen wackeligen Bänken. Eintönig sind die Tage in der verlotterten Unterkunft an irgend einer Grenze, ohne privaten Raum, ohne die Freiheit zu gehen, wohin sie gerne gewollt hätten. Festgenagelt und auf die lange Bank geschoben, Schulter an Schulter. Wenigstens das Brot in den vibrierenden Händen, im verlangenden Mund, im pulsierenden Leib. Dieser Leib, der alle paar Stunden genährt sein will. Das Brot stillt den Hunger vorläufig, eine beschränkte Zeit lang, Scheibe für Scheibe.

Auf dass nichts verloren gehe und sie sich dessen versichern können, immer wieder der Griff in die Rockfalten, in die versteckten Rocktaschen voll und noch voller von diesem Brot. Stück um Stück gleitet von den anderen wohlbeachtet unter den Tisch in diese Falten. Es scheint, als ob die Menschen einan-

der zunichten in diesem heiligen Tun, als ob sie sich zusätzlich stärken wollten durch dieses schweigende Sein. Auge in Auge. In andächtiger Tischgemeinschaft.

Gegen Ende der Mahlzeit sind die Stoffe um ihre Körper aufgeplustert, beherbergen Vorräte. Auch damit wird es noch viele Sorgen geben, in den

Blicken stapeln diese sich, mehr als auf dem Tisch und in den Röcken und Manteltaschen das dunkle Brot, das knusprig Duftende, vorerst noch Weiche. Es ist Abend geworden, ein weiterer Tag hat sich geneigt.

Ursula Schweizer

Das Licht fiel schräg

Das Licht fiel schräg über die gedeckten Tische und die leeren Stühle, die den Hinterhof fast völlig ausfüllten und vielleicht auf die ersten Gäste warteten.

Sie stellte sich das so vor, als sie von ihrem Fenster aus hinunterschaute. Auf der aus Brettern improvisierten Bühne glitzerte das Mikrofon in der Sonne und blendete sie. Noch war die Bühne leer. Noch war keiner der Musiker eingetroffen. Noch war es still. Nur hin und wieder ein zärtliches, sie an früher erinnerndes Zwitschern in der Luft.

Sie schloss das Fenster, ging in den Flur, öffnete den Schrank und zog ihren kleinen Lederkoffer heraus. Sie würde ihren Text anderswo zu Ende schreiben.

Im Stockwerk darüber auf dem Balkon stand Jan und hielt seinen Ball in der rechten Hand. Er stand nicht das erste Mal so da. «Tom! Kommst du?», rief er sonst. An diesem Nachmittag liess er seinen Blick sehnsuchtsvoll über die Tische gleiten, an denen er später ein Eis essen dürfte. Seine Mutter hatte es ihm versprochen. Seine Augen wanderten weiter. Die Sonne brannte auf seinen Kopf, er merkte es kaum. Er spürte nur den Ball in seiner rechten Hand. «Tor! Tor!», hört er seine Freunde brüllen. Dies kam ihm komisch vor, aber er hob den Ball, holte Schwung und mit voller Wucht warf er. «Tor!

Tor!», hört er noch einmal. Dann krachte es, als habe er den Torbalken getroffen. «Wenn ich dich erwische!», schoss es erbot von unten herauf. «Jetzt ist das Mikro im Eimer!», vernahm Jan gerade noch, als eine Hand nach seinem Arm fasste und ihn in die Wohnung zurückzog.

Die Bühne war voller Glasscherben, auf die das grelle Licht fiel. Schade um die bunten Lämpchen, dachte Robert und beugte sich zu dem Mikro hinunter, das ihm soeben ein durch die Luft schiessender Ball aus der Hand gerissen hatte. Es wirkte unversehrt und ganz, kein einziger Kratzer war zu erkennen.

«Nen Besen!», kommandierte Robert über die Tische hinweg, an denen noch niemand sass.

Aus dem Schatten, den die Wand hinter der letzten Stuhlreihe warf, löste sich eine Gestalt. Die im Licht flirrenden Scherben blendeten Roberta und raubten ihr die Sicht, am Ende aber stand sie samt dem Besen auf der Bühne, wo ihr vielleicht das viele Licht einen Stich versetzte. Sie schloss nämlich die Augen, liess die Scherben Scherben sein und begann zu träumen. Die ersten Gäste erscheinen und dann auch das Brautpaar. Sie selber singt aus vollster Seele, Robert gelingen verteufelte Läufe auf seiner elektrischen Gitarre und auch das Mikro funktioniert. Das Brautpaar tanzt eng

umschlungen zwischen den Tischen, die Gäste lachen und klatschen in die Hände. Der Applaus ist tosend und hört sich an wie ein Gewitter.

«Das hat uns gerade noch gefehlt!» Die Stimme Roberts klang kläglich. Es blitzte und donnerte und dann prasselte der Regen herab, auf die Tische und Stühle, auf die Glasscherben, die jetzt stumpf wirkten und unauffällig, prasselte auf Robert und Roberta und das Mikro. Im Nu sammelte sich im Hof das Wasser und bildete Lachen. Völlig durchnässt harrete das Hausmeister-ehepaar auf den rutschigen Brettern der Bühne aus, die Gäste aber liessen auf sich warten. Robert und Roberta lauschten dem Regen, der allmählich schwächer wurde. «Scheiss Mikro! Wieso funktioniert das nicht! Scheiss Wetter», wütet es in Robert, dem Rockstar. Was für ein Klang, denkt Roberta, Primadonna des Schlagers, in der Stille.

Jans Mutter stand am Fenster und zog sich, ohne es zu merken, die Schürze

ab. Ihr Blick verfiel sich in den Wasserschlieren, die das Fenster hinunterliefen. Sie stellte sich auf die Zehenspitzen, um besser auf den Hof hinuntersehen zu können. Schon fühlt sie sich ganz leicht und dann wagt sie den Sprung. Elegant landet sie auf einem der Tische und tanzt im prasselnden Regen ihre schönsten Pirouetten. Welche Leichtigkeit, dachte die Frau am Fenster, die mit ihrem Koffer nicht fortgegangen war. Wie schön, sann sie der Tänzerin im Regen nach. Sie nahm ihr Notizheft noch einmal hervor und schrieb, immer weiter schrieb sie und weiter, bis sie fast auf der letzten Seite angekommen war.

Das Licht fiel schräg über die regenassen Tische und Stühle, die den Hinterhof fast völlig ausfüllten, und wer weiss, vielleicht, vielleicht aber auch nicht, immer noch auf die ersten Gäste warteten.

Regine Schaaf

Erinnern

Zersprungen
wie ein Teller
der zu Boden fiel

Das Herz
oder doch nur
der Schuh

Fall ab
Kleid
fall ab

Nadel zu Nadel
klirren
im Spülbecken

Aug zu Aug
im Spiegel
verschwimmen

Bruchstück
zerfallen
in Einzelteile

Der warme Druck
die Hand
am Arm

Die kühle Luft –

Krachend
fahren Lampions
in Köpfe

Stimmen kämpfen
gegen die Sirene
im Ohr

Trost
findt der Kopf
im Schlaf

Claudia Schwarzenbach



Wolken aus Glas

Es war angenehm, am Samstag zusammen zu frühstücken. Sie waren zuvor etwas verkatert aufgewacht, hatten sich geliebt, bis die Kleine aufwachte. Er holte Brötchen, machte für alle Frühstück und las danach online Zeitungen, während sie schon mal das Abendessen zubereitete und in den Ofen schob. Eine Rindshaxe Peposo, die zehn Stunden niedergarig schmoren musste. Die mochten sie beide. Dann, gerade als sie zu putzen anfangen wollte, rief Mirjam an. Es war schon länger her, dass sie voneinander gehört hatten. Seit sie mit ihm zusammenlebte, war Mirjam die einzige, mit der sie sich bis letztes Jahr noch regelmässig getroffen hatte. Die anderen waren ihm zu oberflächlich, und nach und nach hatte sie den Kontakt zu ihren Freundinnen einschlafen lassen. Sie liess Mirjam, die als CEO bei einer grossen Pharmafirma arbeitete, erzählen und musste ein paarmal lachen über ihre Erlebnisse mit der Aufsichtsratsvorsitzenden. Sie freute sich, dass es ihrer Freundin, der es früher schwer gefallen war, sich zu behaupten, jetzt so gut ging. Zu spät merkte sie, dass seine Mine sich immer mehr verschloss, während sie mit Mirjam giggelte und lachte.

Als der Kleinen, die nach dem Frühstück immer noch gerne nuckelte, das Fläschchen mit dem Waldbeerentee

auf den Boden fiel und Tropfen auf den Teppich spritzten, blaffte er sie an. Schnell beendete sie das Gespräch mit ihrer Freundin. Beseitigte die Spritzer. Versuchte ihn zu beruhigen. Vergeblich.

Jetzt kauert sie am Boden, wischt sich das Blut ab, das von ihrer aufgeplatzten Augenbraue trieft und ihr die Sicht nimmt. Beugt sich über den Körper des Kindes. Schützt mit einer Hand seinen Kopf. Die andere flattert abwehrend mal hier hin, mal dorthin. Dahin, wo sie seine Hand vermutet. Die gleich ihre Haut aufplatzen lassen wird. Sie hört ihn keuchen. Ihr eigener Atem, mit leise wimmernden Lauten vermischt, kaum vernehmbar. Das Warten auf den nächsten Schlag erscheint ihr endlos lang. Warum kommt er nicht? Vorsichtig hebt sie den Kopf. Nur nicht in die Augen schauen. Nicht in die Augen schauen. Das mag er nicht. Es mache ihn wahnsinnig, hat er nach dem ersten Mal gesagt.

Er steht breitbeinig über ihr. Mit geballten Fäusten. Doch sein Blick ist woanders hin gerichtet. Was sieht er nur? Was hat er vor? Hört er auf? Ist es vorbei? Schon? Ein Ruck geht durch seinen angespannten Körper. Ein paar schnelle Bewegungen nur. Mit einem Mal steht er an der Küchenzeile. Schlägt der fast leeren Weinflasche,

die vom Familienfest vom Vorabend da noch steht, den Bauch ab. Seine Hand umspannt den Flaschenhals. Einen Moment ist sie abgelenkt, als sie daran denkt, wie schwierig es werden würde, die Weinflecken von der Arbeitsplatte aus Esche herauszubekommen. Wie es ihn beunruhigen und zornig machen würde, wenn die Spuren seines unbeherrschten Auftritts sichtbar blieben.

Er dreht sich um zu ihr. Starrt sie an. Und scheint sie doch nicht zu sehen. Macht einen Schritt auf sie zu. Einen weiteren. Seine Arme baumeln. Als würden sie nicht zu ihm gehören. Das hat er noch nie gemacht. Mit Händen und Füßen ist er auf sie losgegangen. Aber das! «Nein.» Ein kehlig tiefer Laut entringt sich ihr. Dann ein langgezogenes «Nein.» Sie bäumt sich auf, spürt wie Luft in ihre Lungen fließt. Und schreit. Schreit. Kommt auf die Beine, schreit weiter, stellt sich vor das Kind, das immer noch starr am Boden liegt. In einem Sekundenbruchteil schießt ihr durch den Sinn, dass es nach dem letzten Mal mehrere Tage nicht mehr gesprochen hat, im nächsten blickt sie hektisch um sich.

Einen Gegenstand. Irgendeinen Gegenstand, den sie als Schild benutzen kann. Die Fruchtschale? Nein. Die böte nicht genügend Schutz. Da. Die Tischlampe. Sie greift danach, schliesst ihre Finger fest um den metallenen Stiel und richtet den grossen, schwarzen Lampenschirm gegen ihn.

Erstaunen blitzt in seinen Augen auf. Ungläubig schüttelt er den Kopf. Stiert zu ihr hin. Bevor er sich ihr noch weiter nähern kann, hört sie wie durch Nebel gedämpft Gepolter. Sie hält inne. Hört auf zu schreien. Hält den Atem an. Die Geräusche kommen vom Treppenhaus her. Jemand ist an der Tür. Er bleibt stehen, dreht nur den Kopf zur Wohnungstür. Die jetzt langsam aufgeht. Gott sei Dank. Seufzend stösst sie den Atem aus, er hat vergessen, sie abzuschliessen, als er vom Bäcker zurückkam. Die Nachbarin von oben steht in der halbgeöffneten Tür, einen Stock abwehrbereit in der Hand, das Telefon am Ohr. Gerade gibt sie Adresse und Stockwerk durch.

Ainca Kira

Die Farbe Gelb

Wenn die Farbe gelb ausgeht, mit was werden wir unser Brot backen?*

Wir werden unser Brot mit Indigo backen. Wir werden Maisbrot backen. Hartknuspriges. Blaues. Maisbrot. Und trauern. Trauern darüber, dass Mütter fragen müssen, wo ihre Kinder geblieben sind; dass die Liebste ihren Liebsten nicht mehr fühlen kann; dass der Vater niemals mehr seiner starken Tochter auf die Schultern klopfen und seinen nachdenklichen Sohn nie mehr in seine Arme schliessen kann; darüber, dass der kleine Junge seine Mutter nur von einem eingefrorenen

Bild kennt, die Cousine mit ihrer Cousine nicht mehr lachend über die staubige Landstrasse hüpfte, um drüben im Schatten des Kiosks sitzend gemeinsam an einem Eis lutschend über die Jungen herzuziehen.

Und dann wird die Nacht hereinbrechen. Viele Male.

Und dann, eines Tages, nach unendlich langer Zeit, werden wir Brot backen. Gelb, mit einer zarten goldbraunen Kruste. Und, wie wir es seither immer tun, die Kerzen anzünden für unsere verlorenen Hoffnungen.

* Pablo Neruda, Buch der Fragen

Verkündigung

Klingeln in einer ruhigen Wohnung.
Schnelle Schritte auf Holz. Stille.
Eine Frau lauscht. Erstarrt.
Ersticktes Flüstern. Unhörbare Fragen.
Flehen um Alptraum.
Bitten, es möge nicht wahr sein.

Tosen im Kopf. Zwingt auf die Knie.
Hände versuchen den unsichtbaren Feind abzuwehren.
Kopf schlägt auf.
Stille zerbirst an Verzweiflung.
Schreie gebären Raumsplitter
Zeit gefriert.

Faust schlägt neben Kopf. Hart.
Faust schlägt neben Kopf.
Faust schlägt.
Schlägt.
Schlägt.
Auf Holz. Neben Kopf.

Augen suchen Halt im Oben.
Langgezogen gellen Neins.
Treiben Nadeln in die Luft.

Die Frau ist Bogen.
Ist Saite.
Ist Nein.
Ist Schrei.

Ainca Kira

In der Tiefe des Meeres

In der Tiefe des Meeres. Nichts fühlen
Als linde Berührung absichtsloser Wellen
Nichts hören
Als leises Schnalzen vorbeiziehender Fische
Nichts sehen
Als die dargebotene Hand
Zwischen zwei Luftblasen glauben:
Ein Herz fände Frieden.

Ainca Kira

Das Bad

Nackte Frauen nach dem Bad im See
Der Blick auf die nackten Frauen, auf das Kind –
Die sich pflegen und entfernen Egel von der Haut.
Nackte Frauen nach dem Bad im See

Der Blick auf die nackten Frauen, auf das Kind -
Scheue Augen niedergeschlagen, abgewandt
Verschont im Schlaf. Sicher im Traum?
Der Blick auf die nackten Frauen, auf das Kind

Die sich pflegen und entfernen Egel von der Haut
Nicht ahnend, wohin der Blick des Mannes irrlichternd schweift
Fühlen sich geborgen und warm –
Die sich pflegen und entfernen Egel von ihrer Haut

Ainca Kira



Abendessen

Schneewittchen setzte sich an den Tisch. Niemals zuvor waren die Zwerge um sieben noch nicht von der Arbeit zurück gewesen. Das Essen wurde kalt. Sollte es alles wieder in die Küche tragen? O je, was war nur los? Mal schauen, ob die liebe Schar draussen zu sehen war. Kurz bevor es bei der Haustür ankam, ging diese auf. Es wollte jubeln, die Zwerge begrüßen, doch Welch ein Schreck! Vor der Tür stand seine Mutter! Nein, die Mutter stand nicht, sie kam herein. Sie hatte nicht angeklopft, trat einfach ein, kam auf Schneewittchen zu, ohne einen Gruss, und ging an ihm vorbei, als sei es Luft, und sie in diesem Haus zuhause. Schneewittchen war verzweifelt. Was sollte es tun? Die Mutter hier und keine Zwerge daheim, um diese freche Person in die Schranken zu weisen! Plötzlich war es fest entschlossen. Heute, ja heute, wollte es der Mutter selbst die Stirn bieten. Es ging in die Kammer

zurück. Was sah es! Die Mutter sass mit allen Zwergen am Tisch. Teller und Schüsseln waren leergegessen und die Mutter redete. Sie redete und redete. Die Zwerge, ganz eingeschüchtert, rutschten auf ihren Stühlen herum oder blickten dumm vor sich hin. Und, kaum zu glauben, der grösste von ihnen, sonst nie um ein Wort verlegen, frass seine eigene Hand auf. Seine Finger fehlten schon fast ganz. «Lorenz», schrie Schneewittchen, «friss sie, nicht dich.»

Die Mutter lachte sehr laut. Schneewittchen ging zu ihr hin. «Was machst du hier?», fragte es mutig. Da war die Mutter verschwunden. Schneewittchen fand sich ganz allein vor dem Esstisch. Keine Mutter, keine Zwerge. Auch vom Essen war nichts übrig. «Herrjeminel!» Schneewittchen setzte sich auf seinen Stuhl. Wie spät war es?

Pia Troxler

Grüne Nudeln

Ich war bei Tobi in den Ferien. Das gefiel mir sehr. Tobi und ich waren wie Zwillinge. Ich wollte für immer bei ihm bleiben. Doch seine Eltern wurden nicht müde zu sagen, sie hätten eigene Kinder, und wollten mich nicht bei sich behalten. Es musste eine Lösung gefunden werden für mich, die sich sehr an Tobi klammerte und nicht zu ihren eigenen Eltern und Geschwistern zurückkehren wollte.

Die Lösung hiess Onkel Josef und Tante Liselotte, ein kinderloses Paar, der Bruder von Mama mit seiner Frau. Die beiden zeigten sich anstelle von Tobis Eltern bereit, mich bei sich aufzunehmen.

Am neuen Ort lagen am ersten Abend vor mir auf dem Teller grüne, fingerbreite Nudeln. Mir war der Onkel, die Tante, die Ruhe bei ihnen, der Esstisch, alles durch und durch fremd. Auch so breite Nudeln hatte ich noch nie gesehen, und vor allem noch nie zuvor grüne. Die Nudeln von Mama waren halb so breit und gelblich. Die von Tante Liselotte besaßen ein leicht schmutziges Grün mit einzelnen dunklen Punkten drin. Dass es Nudeln waren,

bezweifelte ich nicht, und dass diese grünen, glänzenden und für mein Empfinden nicht essbaren Streifen gekocht und essbereit für mich dalagen, ebenso wenig.

Nach dem Abendessen und vor dem Schlafengehen hiess es ein Bad nehmen. Die Tante hatte alles für mich vorbereitet. Splitternackt und voller Scham stand ich neben der Wanne. Diese war bis zur Hälfte mit gleichmässig blau gefärbtem Wasser gefüllt. Durch die künstlich wirkende Flüssigkeit, die ich nur schwer für Wasser halten konnte, sah ich auf den Wannenboden. Es gab kein Entrinnen. Ich musste in dieses klare Blau hineinsteigen. Nicht ein einziges Pünktchen Schaum war darauf zu sehen. Ganz ohne meine Unterhose, die mich wenigstens ein wenig bedeckt hätte, musste ich hinein, und ohne dass mich die grossen weissen Schaumwolken, die bei uns immer auf dem Badewasser schwammen, unter sich hätten verbergen können. Es galt, langsam, aber nichts als hinein.

Kaum sass ich auf dem Wannenboden, den Rücken dem oberen Ende

der Wanne zugekehrt, die Beine ausgestreckt, links an der Wand den Wasserhahn und vor mir das unnatürlich stark blaue und trotzdem durchscheinende Wasser, wurde mir sehr übel. Etwas würgte mich und hob mich vom Wannensboden hoch. Mehr schwimmend bis treibend als sitzend wandte ich mich nach rechts und streckte den Kopf über den Wannensrand hinaus. Schwupps, gab mein Magen die eklig grünen Nudeln wieder preis. In einem Zug glitten sie neben der Wanne hinter unter auf den Badezimmerboden. Als ich die grüne Bescherung dort unten erblickte, begann ich fürchterlich zu weinen. Ich weinte und weinte und weinte.

Weder Tante noch Onkel gelang es, mich zu beruhigen. Ich war untröstlich und wollte nur eins, nach Hause. Tante Liselotte rief meine Eltern an. Vater würde gleich ins Auto steigen und mich holen kommen. So geschah es. Noch am selben Abend kehrte ich zurück zu meinen Eltern und Geschwister.

Pia Troxler

Grossmutter's Fischsuppe

Grossmutter's Fischsuppe war grossartig. An Weihnachten thronte sie jeweils etwas erhöht in der Mitte der festlichen Tafel auf einem Rechaud stehend. Ihr zu Füssen lag das auf Hochglanz polierte Tafelsilber, das Festtagsservice glänzte im Widerschein der Kristallgläser. Alles war sorgsam angeordnet auf faltenfrei gebügeltem weissem Linnen. Jeder fand an seinem Platz eine Stoffserviette liegen, die in einem silbernen Ring mit eingravierten Initialen steckte.

Die Familie hatte sich rund um den auf seine ganze Länge ausgezogenen Esstisch zum Festessen versammelt: Grossvater oben am Tisch, das Radio in Griffnähe, hinter ihm der Öfen; Grossmutter am nächsten bei der Türe zum Gang und zur Küche; ihr gegenüber Vater, von mir aus gesehen hinter dem Suppentopf sitzend; neben ihm Mutter, mir genau gegenüber. Meine beiden jüngeren Geschwister sass unten am Tisch, ich neben Grossmutter.

Gerne wäre ich etwas zur Seite gerückt für Nona, Grossmutter's Mutter. Die kleine gebückte Frau, die mir so nahe stand und nur noch ganz langsam gehen konnte, hätte gut zwischen uns Platz gehabt. Doch es gehörte zu den Gepflogenheiten der Familie, dass Nona die Feiertage bei Grossmutter's

Bruder, den Thalwilern, verbrachte. Grossmutter hatte derweil ihre Schürze abgelegt und sich ihr dichtes, schlohweisses, immer schön aufgestecktes Haar zurecht gestrichen. Grossvater öffnete eine Flasche trockenen Weissen, den er direkt aus dem Elsass zu importieren pflegte. Er goss die ersten Tropfen in Vaters Glas, und bat ihn zu prüfen, ob der Wein Zapfen habe. Was Zapfen bedeutet, erfuhr ich erst viel später. Vater schluckte den Wein ohne Eile und sprach lobende Worte. Grossvater lächelte daraufhin zufrieden, als hätte das Lob ihm gegolten. Dann füllte er die Gläser reihum. Auch wir Kinder durften auf fröhliche Weihnachten anstossen mit leicht gesüsstem Sirupwasser.

Jetzt stand Grossmutter auf, nahm den schweren Schöpflöffel in die eine Hand und hob mit der anderen den Deckel der bauchigen Porzellanschüssel. Dem Topf entstieg eine Dampfwolke, die den Duft von gewürztem Fisch und Anis im ganzen Raum verbreitete. Einer nach dem anderen erhielt von Grossmutter eine von ihr bemessene Menge der köstlichen Speise. Zuerst bediente sie Grossvater Fritz. Als Präsident des Sportfischer Verbandes linkes Zürichseeufer hatte er den selbstgefangenen, von allen Gräten befreiten, in Stücke zerlegten

Seehecht beigesteuert. Diese Tiere hingen nicht selten, an den Kiemen befestigt, an einem der Dachbalken in Grossmutter's Küche. Oft reichten sie bis zum Boden. Was den Eigenbedarf überstieg, verkaufte Grossvater an Hotels.

Wo Grossmutter anfangs der Sechzigerjahre Dorsch, Kabeljau und andere Meerfische besorgte, weiss ich nicht. Als Beilage wurde Sauce Aioli gereicht, zusammen mit gekochten Kartoffeln. Die Originalrezepte hatte Mutter aus der Provence mitgebracht. Im Alter von sechzehn Jahren war sie von zu

Hause ausgebüxt und hatte sich ein Jahr lang als Au pair anstellen lassen.

Nun begannen alle ausser Grossmutter schweigsam zu essen. Niemandem, nicht einmal Nona, die als junge Frau in Meilen im Hotel Hecht als Köchin geschuftet hatte, gelang eine so aromatische, im Geschmack fein ausgewogene Bouillabaisse. Darin war man sich einig.

Doch es gab wohl nichts, was Grossmutter mehr verabscheute als Fisch, ausser vielleicht ihren eigenen Namen Ida.

Helen Steiner

Fleisch

1
Resi presst den Mund zusammen. Sie dreht den Kopf, wenn ihre Mutter versucht, ihr mit der Gabel das Fleischstück in den Mund zu schieben. Auch als diese ihr das Kinn mit der Hand festhält, gelingt es nicht. Resi könnte sich nie verzeihen, ein Stück von Moritz gegessen zu haben. Noch vor wenigen Tagen hat sie ihn mit Gemüse und Kräutern gefüttert. Ihr Vater hat dazu gelacht und gesagt, sie solle Moritz brav weitermästen, damit er einen guten Weihnachtsbraten abgebe. Als sie protestierte, er dürfe Moritz nichts tun, er sei ihr Kaninchen, meinte er bloss: «Das ist dummes Zeug. Kaninchen sind zum Essen da, wozu soll ich die sonst durchfüttern.» Resi schüttelte den Kopf, getraute sich aber nicht, etwas zu sagen. Ihr Vater brummte: «Du musst noch viel lernen. Das Leben ist fressen und gefressen werden.»

Seit bald drei Stunden sitzt Resi am Tisch. Der Vater hat sie angebrüllt, sie solle endlich essen und sich nicht wie ein Idiot anstellen. Ängstlich hat sie ihn angeschaut. Resi weiss, wie schnell ihr Vater zuschlagen kann. Ihretwegen wird er oft wütend. Ihr Bruder hat wacker zugegriffen und ist längst in seinem Zimmer verschwunden. Der Vater hat die Mutter angeschrien, sie

solle dafür sorgen, dass das dumme Kind bis zu seiner Rückkehr gegessen habe, und ist türenknallend aus dem Haus gestürzt.

Vor zwei Tagen musste Resi zuschauen, wie ihr Vater Moritz mit einem heftigen Schlag betäubte, ihm die Kehle durchschnitt und ihn ausbluten liess. Ihr Bruder stand steif und still neben ihr, während Resi versuchte, den Kopf wegzudrehen und die Augen schloss. Ihre Mutter hielt ihren Kopf: «Schau, wie der Papa das macht. Du musst lernen, wie das geht! Nimm dir ein Beispiel an Felix.» Resi wand sich, schlug mit Armen und Füssen um sich, bis ihre Mutter sie endlich losliess. Sie rannte davon und hörte noch, wie der Vater die Mutter aufforderte, sie zurückzubringen.

Während die Mutter in der Küche das Geschirr abwäscht, lässt Resi ein Fleischstückchen nach dem anderen unter den Tisch fallen; der Hund packt gierig zu. Später behauptet Resi, sie habe das Fleisch gegessen. «Das glaube ich dir nicht», erwidert ihre Mutter und fügt bei: «Geh in dein Zimmer, damit dich der Papa nicht sieht, wenn er zurückkommt.» Resi hört noch, wie sie vor sich hin sagt: «Wenn Rolf sich nur beruhigt hat.»

2

Terri und Manuel haben das Tango-tourier gewonnen. Terri – so nennt sich Resi seit Jahren – ist glücklich. Ihr intensives Training hat sich gelohnt. Seit sie mit Manuel zusammen tanzt, läuft es reibungslos. Anders als mit Hanno. Die Spannungen zwischen ihr und ihrem Ex-Freund hatten sich auf ihren Tanz übertragen. Er wirkte nur noch gewalttätig.

Manuel hat Terri zur Feier ihres Sieges zum Essen in sein Lieblingsrestaurant eingeladen und holt sie ab. Es soll eine Überraschung sein. Mit Schrecken stellt Terri fest, dass es ein Steakhouse ist. Immerhin, auf der Speisekarte gibt es auch vegetarische Gerichte.

«Das Lokal ist berühmt für sein gutes Fleisch. Sie importieren es direkt aus Argentinien», erklärt Manuel.

«Ich habe keine Lust auf Fleisch», sagt Terri.

«Sicher nicht?»

Sie schüttelt den Kopf.

«Ich könnte ohne Fleisch nicht leben», stellt Manuel fest.

«Ich schon, problemlos», antwortet Terri.

Sie sagt ihm nicht, dass sie seit ihrer Kindheit Vegetarierin ist. Fragt jemand, warum sie kein Fleisch esse, nennt sie stets ökologische Gründe.

Die Hauptgänge werden gebracht. Manuel isst mit Freude, Terri blickt stur auf ihren Teller. Bis er ihr seine Gabel hinstreckt mit einem Stück Fleisch: «Versuch doch mal, die kochen hier wirklich gut!»

Terri schaut ihn erschrocken an: «Nein, bitte nicht.»

«Warum nicht? Was ist los?»

Terri springt auf und rennt zur Toilette. Nach einiger Zeit kommt sie zurück. Manuel hat unterdessen in aller Ruhe weitergegessen: «Ist alles wieder in Ordnung? Der Kellner hat dein Essen warmgestellt.»

«Ich bringe keinen Bissen mehr hinunter. Es tut mir leid.» Sie legt Geld auf den Tisch, nimmt ihre Jacke von der Stuhllehne und verlässt ohne weitere Erklärung das Lokal. Sie hört noch, wie Manuel fragt: «Was hast du denn?»

3

Terri tanzt nicht mehr und hat Manuel nie wieder gesehen.

Beim Joggen trifft sie eine ehemalige Schulkollegin, die mit ihrem Bruder unterwegs ist. Er sagt, er sei Vegetarier.

Esther Vögeli (-Bill)

Cleverness

Ich bin clever. Verdammt clever. Na – jedenfalls ziemlich. Die kriegen mich nicht. Meine Tarnung ist nahezu perfekt. Die versuchen zwar, mich auszu-tricksen. Wer auch immer die sind. Bis heute bin ich erfolgreich entkommen. Und es fallen mir wenn nötig auch neue Tarnungen ein. Das klappte bisher. Für jeden meiner durchschauten Tricks habe ich einen neuen gefunden. Schliesslich geht es um mein Überleben. Also, meine Gegner, nicht zu früh gefreut ...

*

Wie gesagt, meine Tarnung ist ideal. Ich verfüge über Klammern. Mit denen halte ich mich an ihr fest. Dank dieser Klammern erkennt sie mich nicht als Mutation und bekämpft mich nicht. Darauf bilde ich mir Einiges ein. Ich kann mein Werk in aller Ruhe vollbringen, während sie im Gegensatz zu mir keine Ruhe mehr hat. Ich bereite ihr heftiges Leiden.

Es ist nun mal so im Leben. Was dem einen nützt, schadet dem anderen. Egal, worum es geht. Da stehe ich mir selbst am nächsten, wie alle anderen auch.

Die Wer-Auch-Immer haben Gegenmittel entwickelt, um sich vor mir zu

schützen. Ohne meinen erbitterten Widerstand würden mich diese umbringen. Dabei reagiere ich instinktiv. Mein Überlebenswille ist so stark wie meine Erfindungsgabe.

Natürlich, jedes Leben führt zum Tod, oder etwa nicht? Das Dasein stirbt faktisch, solange es existiert*. Wir sterben alle – auch wenn sie mich dank der Gegenmittel überleben würde, wird sie irgendwann sterben. Denn der Traum vom ewigen Leben hat sich nicht erfüllt. Vielleicht in Zukunft, in tausend Jahren. Auch ich schaffe das nicht. Sobald sie stirbt, muss auch ich sterben – aber ich bestimme, wie lange es dauert und unter welchen Umständen sie stirbt. Sie darf mich keinesfalls überleben; das wäre mein Tod. Mir ist lieber, wir sterben gemeinsam. So stirbt keine für sich allein**. Und vor allem: Ich nicht vor ihr.

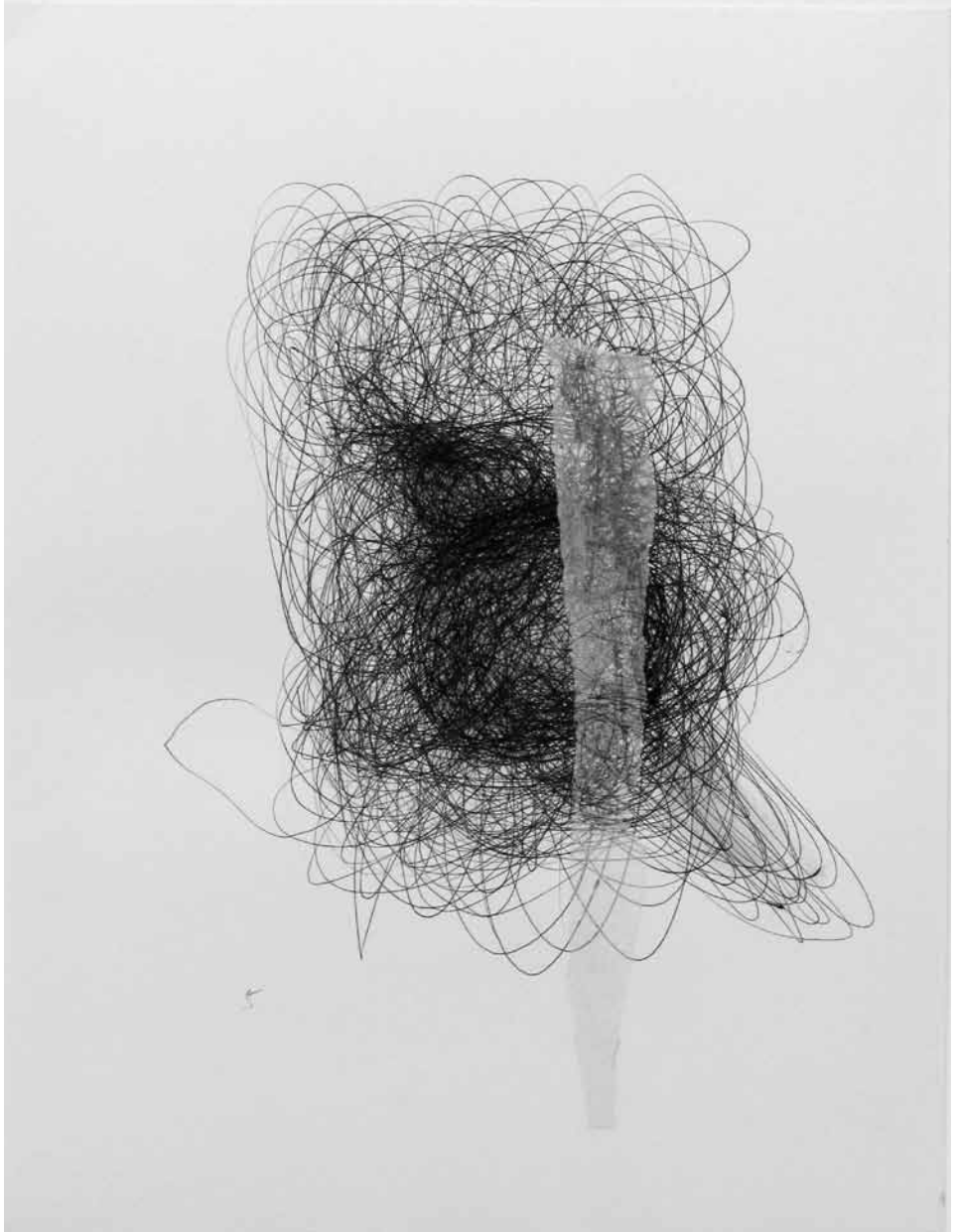
*

Was ist denn das? Um Himmels willen, ich habe keine Kraft mehr, kann mich nicht mehr festhalten – verdammt, die haben mich ...

Esther Vögeli (-Bill)

*Martin Heidegger, Sein und Zeit

**Hans Fallada [Rudolf Dietzen], Jeder stirbt für sich allein



Hörerlos

Bestöpselte Ohren
das Hören verloren
Hände und Augen frei
für die Schalmei
Über- oder Unerhörtes
dringt direkt in den Kopf
voll am Tropf
selten ein Ton
für Anton
kein Teilen
nur hinweilen
über Meilen
voll mit dem geilen
Gebrumme im Ohr

Geliehenes Daheim

geliehenes Daheim
geborgte Wärme
aus Ofen und Haus
veränderte Blicke
jeden Tag aufs Neue
Panorama ins Wasser

intensive Farben
in kalten Tönen
grenzen sich ab
vom Sepia der Nacht

aufgesaugt inhaliert
gierig und glücklich
gleich ist's vorbei

Barbara Just

Unterwegs

Sie tippen, stupsen, schieben, wischen auf und nieder, fahren hin und her, rasend schnell. Der kleine Finger, der Ringfinger, der Mittelfinger, der Zeigfinger und der Daumen. Alle werden sie gebraucht, auf unterschiedliche Weise. Sie tragen Ringe, oft farbige Nägel, tiefrote, schwarzblaue, lilafarbene, sogar silberne, grüne mit weissen Rändern oder bunte mit aufgeklebten Blümchen.

Ich bin fasziniert von diesen flinken Fingern, die ich meist in der Eisenbahn, auf dem Bahnsteig oder im Tram beobachte. Überall sind sie unterwegs, vielfältig, auf ihre ganz eigene Art lebendig. Sie hantieren rund um flache Kästchen, über deren Oberfläche Buchstaben, Zeichen und Fotografien flitzen. In die verschiedenen Hände passen sie meist wie angegossen.

Dauernd sind die Finger in Bewegung, scheinen mir äusserst geschickt. Ungeniert kann ich ihnen zusehen. Niemand merkt etwas, so vertieft sind alle in ihr Spiel mit den Fingern auf dem Kästchen.

Auch ich kann mit einem Finger auf dem flachen Kästchen tanzen, mit dem Zeigefinger der rechten Hand, die Linke hält das Kästchen. Etwas langsamer geht das, doch meine Lieben erhalten die Nachricht. Öffne ich hingegen mit

dem Finger die Fenster zu den Informationswelten, wird mir manchmal schwindlig, doch meist überwiegt die Neugierde.

Früher erzählten meine Hände den Kindern vom Daumen, der in den Bach gefallen war, dem Zeigfinger, der ihn da rauszog, vom Mittelfinger, der ihn heimtrug, vom Ringfinger, der ihn ins Bett legte und vom kleinen Bützger, der ihm ein Süppchen kochte.

Oder sie liessen zwei Maiteli Wasser holen, zwei Buben pumpen, bis eine Frau aus dem Fenster schaute und rief: ihr tusigs Lumpä.

Ziehbrunnen gibt es bei uns lange nicht mehr, wie lange, sagt mir das schwarze Kästchen. Kinder kennen keine Ziehbrunnen, höchstens aus Bilderbüchern, doch sie lachen wegen der tausend Lumpen. Ich sah ein Kind ein altmodisches Spielzeugtelefon als Hammer, als Hund, als Ball benützen, nur nicht zum Reinsprechen. Doch es gibt sie noch, diese Telefone, im Spielzeuggeschäft. Sie werden gekauft und verschenkt.

Ganz aus der Mode sind Finger, die häkeln, klöppeln, sticken, Seide zu Gold spinnen.

Franziska Löpfe

Schaukeln

Die Strassenbahn liess auf sich warten. Cora stand an der Haltestelle und sah Kindern auf dem unter alten Bäumen hochgelegenen Spielplatz gegenüber zu. Mehrere Kinder vergnügten sich im Sandkasten, zwei flogen auf Schaukeln vor und zurück. Die grössere der beiden erinnerte sie an ihre eigene Freude dabei, hinten im Hof neben dem Hühnerstall des Nachbarn. Wie die Strasse vor dem Wohnhaus diente der Hof allen Kindern als Spielplatz. Hier spielten vor allem die Buben ihre eigene Art Fussball; als Tor diente ihnen der Raum zwischen den Teppichstangen. Cora spielte oft mit ihnen, vor allem bei Regen, weil dann die anderen Mädchen nicht nach draussen durften. Ihr machte der Regen nichts, den Jungen auch nicht und ihre Mutter hatte nichts dagegen. Sie sah es gern, wenn ihre Töchter unzimperlich waren; das Leben mit seinen Prüfungen würde unweigerlich kommen, da war es nur gut, die Kinder rechtzeitig abzuhärten. Immer wieder gab es wegen des Kinderlärms im Hof Ärger mit den Nachbarn, die keine Kinder hatten, doch ihre Mutter nahm sie immer in Schutz. Kinder brauchen Platz zum Spielen, sie können nicht den ganzen Tag im Haus bleiben. Den Satz hatte sie schon oft gehört und deshalb keine Angst vor klingelnden Nachbarn. Noch schöner als Fussball war natürlich das Schaukeln. Beim Gedanken daran musste

Cora innerlich lachen. Die Kinder gegenüber sassen auf einem an Eisenketten befestigten Brett, die von einem stabilen Gestänge hingen, wie man sie allgemein von Spielplätzen kennt. In ihrem Hof hatte es keine Schaukel gegeben; auch wäre niemand auf die Idee gekommen, den Kindern eine zu basteln. Es gab aber die Teppichstange, an der die Mütter weithin hörbar Teppiche ausklopfen. Als sie noch kleiner war, hatte sie gesehen, wie die grösseren es machten. Sie kletterten an der einen Stange hoch, schlangen oben ein Bein auf und über die Querstange und kamen so rasch zum Sitzen. Die einen sprangen von dort in die Tiefe auf den Boden, andere umfassten die Querstange, um sich aus dem Sitz in eine Hängematte fallen zu lassen. So konnten sie kopfüber mit ihrem Oberkörper freihändig hin und her schaukeln. Cora überlegte, ab welchem Alter ihr das wohl möglich gewesen sein mochte. Sie wunderte sich, wie leicht es ihr und den anderen gefallen war, mit dem Oberkörper mehrmals Schwung zu holen, um abzuspringen und sicher auf den Füessen zu landen. Das konnten alle – Jungen. Das Mädchen gegenüber wurde von einer Erwachsenen angehalten, um es von der Schaukel abzuheben, aber das Kind weigerte sich. Cora sah gespannt zu, was jetzt geschehen würde. Das Mädchen begann zu weinen, als

die Frau versuchte – eher eine Nanny als die Mutter, ging es Cora durch den Kopf, es fehlte ihr an Zuwendung für das Kind; als ob alle Mütter das hätten, protestierte ihr Kopf sogleich dagegen, wandte sich aber wieder dem Geschehen zu, während das Kind sich nun laut schreiend an beiden Ketten festklammerte –, das Kind von hinten aus der Schaukel zu heben. Wer gewinnt, fragte sich Cora, denn darum ging es offensichtlich. Wie frei hingegen hatte sie ihr eigenes Schaukeln damals erlebt! Niemand hatte sie je unterbrochen. Auch nicht, wenn sie, was sehr komisch ausgesehen haben musste, an den Händen hängend, ihre Beine hochziehen und seitlich an den Armen vorbei in den Knien abwinkeln konnte, so dass ihr Körper wie ein verschnürtes Paket ausgesehen haben musste. Jetzt liess sich ihr Oberkörper

beliebig anspannen, mal höher, mal weniger hoch, wodurch sie regelmässig in einen Zustand geriet, der nicht zu benennen war. Sie konnte ihren Körper versteifen wie bei einem Krampf, aber nicht etwa schmerzhaft, sondern rauschhaft und anhaltend; ein Durchrieseln setzte ein, das es einzig hier an der Teppichstange in dieser Stellung gab, die sie verlängern, verkürzen und beliebig wiederholen konnte.

Es hatte mehr als ein Jahrzehnt gedauert, bis sie eine Bezeichnung für den Zustand erfuhr. Hätte ich das damals gewusst, lachte Cora in sich hinein, als sie in die Strassenbahn einstieg. Durchs Fenster blickte sie dem weiter schaukelnden Mädchen nach und verabschiedete sich mit einem anhaltenden Lächeln.

Brigitta Klaas Meilier

Brot für alle

Seit fast einer Woche stand der zum Bersten volle Abfallsack im Keller. Überreste von Käse, Schinken, Salami, Essiggurken und diversen Saucen gaben inzwischen unangenehme Gerüche frei. Da Lilly zu ihrer Geburtstagsparty am Samstag viel zu viel Brotlaibe und Lebensmittel eingekauft hatte, warf sie nach dem Aufräumen mit einem schlechten Gewissen eine grosse Menge in den Abfallsack. Immerhin behielt sie zwei Brote für die Pferde und Esel zurück. Die Essensreste hätte sie auch in der Toilette verschwinden lassen können, aber der erhobene Mahnfinger hielt sie zurück, da es Ratten anziehen könnte, vor denen sie sich fürchtete.

An ihrem Fest lagen auf riesigen Platten, geformt aus Brotteig, schön angeordnet diverse Wurst-, Schinkensorten, Käse in allen Variationen, Essiggurken, Trauben und Radieschen. Der Rand bestand aus dreissig kleinen runden Vollkornbrötchen. Da der Teigboden im Laufe des Abends vom Belag schwer und schwammig, deshalb ungeniessbar geworden war, zerriss sie ihn in kleine Stücke, warf ihn in den Abfall.

Unterdessen war Dienstag. Der penetrante Geruch im Keller zog sich durch alle Brettverschläge. Gottlob nur noch zwei Tage, um den streng riechenden Sack an die Strasse zu stellen. Lilly sprühte Fusspray und Parfüm auf

die Essensreste. Auch Kaffeepulver verstreute sie, um den beissenden Geruch zu überdecken.

Am Mittwochabend stellte sie wie immer den Abfallsack an den Strassenrand vor den Wohnblock. Normalerweise kam der Müllwagen am Donnerstag zwischen neun und zehn Uhr. Am Donnerstagmorgen erwachte sie später als sonst. Sie rollte den gestrigen Tag gedanklich noch einmal zurück.

Plötzlich fiel ihr ein, dass eine Freundin ihr am Telefon einen schönen Aufahrtstag gewünscht hatte. Sie sprang aus dem Bett, riss das Fenster auf und starrte auf ein unappetitliches Durcheinander mitten auf der Strasse. Ohne einen Blick in den Spiegel zu werfen, rannte sie in T-Shirt und Leggings aus dem Haus, bepackt mit Schaufel und Besen und einer Rolle Abfallsäcke. Gottlob lag der zerrissene Sack mitten auf der Strasse, also war auch nicht klar ersichtlich, wem er gehörte. Und zum Glück war es an einem solchen Feiertag wie heute in der Sackgasse sehr ruhig.

In Windeseile packte sie mit blossen Händen den weit verstreuten Unrat zusammen. Zwei Radfahrer begrüssteten sie ein wenig belustigt und angewidert. Einer von ihnen sagte: «An solch einem Feiertag ist das auch nicht die schönste Arbeit.» Lachend antwortete sie: «Nein, nicht wirklich.»

Als sie diese schmutzige und unappetitliche Angelegenheit beseitigt hatte, bemerkte sie mit grossem Erstaunen, dass der neue Abfallsack nur noch knapp halbvoll war. Mehr als die Hälfte vom Brot, der ganze Schinken, die Käsereste, auch der Salat und die Eier waren komplett verschwunden. Das positive Ergebnis erleichterte ihr Gewissen, nicht zu viel Essen weggeworfen zu haben. Offenbar war der

Abfallsack zu einem Schlemmerfest für Nachtschwärmer wie Katzen und Marder geworden. Immer wieder mal schaute ein Fuchs bei ihr im Garten vorbei. Kürzlich hatte sogar ein Dachs das ruhige Quartier besucht. Das Ersatzdatum der Müllabfuhr morgen würde sie nun aber auf keinen Fall verpassen dürfen.

Nora Dubach

Zettel

«Zuhören ist wichtig», das steht auf einem meiner vielen Zettel. Ich höre nicht gut zu. Innerhalb meiner Familie wurde ich deshalb oft kritisiert.

Also hängt dieser Zettel jetzt bei mir an der Wand. Neben meinem Schreibtisch. Auf Augenhöhe.

Schade. Ich bin nämlich nur ganz selten auf Augenhöhe mit ihm. Und so vergesse ich leicht zuzuhören.

Ich habe noch einige andere Zettel. Um ehrlich zu sein, könnte ich aus meinen Zetteln ein Gebirge errichten. Um dieses abzutragen, bräuchte es wohl geologische Zeiträume, etwa solche, die zur Sedimentierung der Alpen nötig wären.

Meine Zettel sind Auffaltungen. Ihre Schichtungen enthalten Daseinsabschnitte meiner Zeit. Deren Beschriftungen können in leitende Sichtweisen verschiedener Stärke unterteilt

werden, welche ihrerseits – unter anderem – Verwerfungen und sekundäre Lagerstätten enthalten. Stichproben, in die Tiefen verschiedener zeitlicher Schichtungen meiner Zettel, lassen einerseits auf Weiterentwicklung, aber auch, und andererseits, auf Stagnation oder Abgestorbenes schliessen.

Erfolgende Stichproben führen mich gelegentlich zur Verzweiflung ob der Hinfälligkeit gemachter Erkenntnis. Aber, und manchmal auch gleichzeitig, bringt die Verwertung dieser Erkenntnis der Hinfälligkeit von Erkenntnis, eine Zusammenschau, einen Zusammenhang auf der Ebene des Gegenwärtigen. Einen Zusammenhang, der vielleicht auf einem Zettel für zukünftige Stichproben Platz nimmt.

Brigitte Simma

Einen Tag lang

Eintagsfliege, ich kenne Dich.
Du bist von grosser Schönheit. Manchmal, wenn du dich an meine Fensterscheibe setzt, kann ich dich ganz genau anschauen.

Dein Leib ist länglich, schmal und lindengrün. Sein Ende ist mit zwei langen, feinen durchsichtigen Fortsätzen versehen, die den Schössen eines Fracks gleichen. Zur Mitte hin ist dein Körper leicht gekrümmt, und hier entspringen deine Flügel: Ovale, durchsichtige Blättchen, beidseits durchzogen vom Muster eines Gitters, das

so grün ist wie dein Leib. Mit diesen winzigen köstlichen Gebilden bewegst du die Luft, durch die dich dein Leben trägt – einen Tag lang. Mit deinen goldgrünen Fassettenaugen siehst du die Welt – wie siehst DU sie? Wie lang ist DEIN Augenblick? Was heisst für dich: Auffliegen und wieder Platz nehmen? Was hältst du von meiner Fensterscheibe und wie empfindest du die Sonne?

Brigitte Simma

Allein Reisende

Wahrscheinlich war es auf den Brioni-Inseln gewesen, als sie diese perfekten hölzernen Rosen zum ersten Mal sah. Sicher aber in Kroatien irgendwo, genau wusste Christine es nicht mehr. Es war die erste Reise, zu der sie sich nach einer schmerzhaften Trennung alleine angemeldet hatte. Ohne überhaupt jemanden zu kennen, machte sie eine zehntägige Bustour durch dieses ihr nahezu unbekannte Land. Sie hatte sich von den wunderschönen Bildern verführen lassen, die ihr aus jedem Reisekatalog entgegenlachten, und wirklich: Sie war sofort begeistert, die Fotos hatten nicht zu viel versprochen. Sie konnte sich nicht satt sehen an diesem klaren, manchmal tiefblauen, dann wieder türkisfarbenen Meer, gespickt mit hunderten von kleinen Inseln. Durchstreifte staunend die venezianisch beeinflussten Küstenstädtchen mit ihren schneeweissen Häusern und hohen Glockentürmen. Bewunderte prachtvolle Mosaiken in alten Kirchen, entdeckte an den Fassaden kleine, geheimnisvolle Figurinen. Verirrte sich in engen, gewundenen Gassen, deren unebene Böden aus groben Steinen gefügt waren. Trank Kaffee auf malerischen Plätzen, umgeben von fast mittelalterlich anmutenden Dörfern.

Und doch - diese perfekte Postkartendylle wollte so gar nicht zu den Schlagzeilen passen, die sie noch immer aus

den Zeiten des Bürgerkriegs im Kopf hatte, der vor gerade mal zwanzig Jahren hier mit grosser Brutalität gewütet hatte. Zu sehen war davon nichts mehr, aber ihre Stadtführerin hatte ihnen gezeigt, in welchem Keller sie sich mit ihrer Familie tagelang versteckt gehalten hatte. Wie konnte es geschehen, dass langjährige Nachbarn plötzlich aufeinander schossen? Marodierende Banden wahllos Zivilisten umbrachten? Wie konnten dieselben Menschen, die scheinbar so entspannt in der Sonne sassen und ihren Espresso genossen, plauderten und lachten, anderen so unendliches Leid zugefügt haben?

Christine fühlte sich mit einem Mal beklommen, spürte, wie sie mitten in all dieser Schönheit die Menschen misstrauisch zu mustern begann. Fragte sich, wozu sie selber imstand gewesen wäre, wenn sie nicht in der friedlichen Schweiz geboren worden wäre, sondern hier.

Jetzt stand die ganze Reisegruppe in einem weitläufigen Naturpark unter einer riesigen, uralten Libanon-Zeder und sammelte begeistert wie kleine Kinder die herumliegenden Zapfen auf – sie sahen aus wie geöffnete Rosenblüten aus Holz.

Alle – ausser dieser einen Frau. Grauschwarz melierte Haare, verhärmtes Gesicht. Ihr Alter war schwer zu schätzen, um die sechzig vielleicht. Wie

Christine reiste auch sie alleine, aber sie sprach nie mit jemandem, liess sich in kein Gespräch verwickeln. Ob sie zu schüchtern war oder schlicht keine Lust auf Small Talk hatte, wurde nicht klar. Oft, wenn die Gruppe mit ihrer Reiseleiterin eine Stadt besichtigte, stieg sie nur aus dem Bus und setzte sich auf die nächste schattige Bank, lief gar nicht gross umher. Sass einfach schweigend da, was Christine immer wieder irritierte. Brauchte sie Hilfe? War sie krank? Hatte sie gerade etwas Schlimmes erfahren? Kein einziges Mal sah man sie lächeln.

Bei dieser mächtigen, alten Zeder war sie nicht einmal ausgestiegen, war vorne im Bus auf ihrem Platz sitzen geblieben und wartete, bis die Gruppe wieder zurückkam. Voller Begeisterung streckte Christine ihr beim Einsteigen eine besonders perfekte Holzrose hin: «Schauen Sie, wie schön! Möchte Sie eine? Als Erinnerung? Ich schenke Sie ihnen!» Doch die stumme Frau schüttelte nur den Kopf und machte eine abwehrende Geste. Irritiert fragte sich Christine, warum diese in sich gekehrte Mitreisende die Fahrt nach Kroatien überhaupt unternommen hatte, wenn ihr offenbar nichts gefiel. Vielleicht war sie kürzlich Witwe geworden, versuchte, auch einmal alleine etwas zu unternehmen? Aber andere Menschen kennen zu lernen, neue Bekanntschaften zu knüpfen – das gelang ihr nicht.

Auch das Land schien sie nicht wirklich zu interessieren, dabei reihte sich Höhepunkt an Höhepunkt. Eigenartig. Obwohl es Christine eigentlich nichts anging, beschäftigte es sie doch.

Die Busgesellschaft setzte ganz auf Diskretion. Es gab weder eine Namensliste noch wurden die Mitreisenden einander vorgestellt. Das mussten sie selber besorgen, wenn sie denn wollten. Aber die geheimnisvolle Frau wollte nicht, blieb bis zum letzten Tag namenlos. Fast bis zum letzten. Denn als Christine gegen Ende der Reise einmal ihre Jacke im Bus vergessen hatte und nochmals kurz zurückging, entdeckte sie eine Teilnehmerliste, die der Fahrer auf seinem Sitz liegen gelassen hatte. Sie konnte der Versuchung nicht widerstehen, einen Blick darauf zu werfen, und da sah sie es: Der Name der stillen Unbekannten war mit einem dieser Sonderzeichen versetzt, die auf Schweizer Ämtern jeweils abhandenkommen. Er lautete so etwas wie Stojanovic'. Und jetzt, ja, jetzt konnte sie sich mit einem Schlag ihren leeren Blick, ihre Trauer und ihre Sprachlosigkeit erklären.

Dorothea Zingg

Der Weise

Etwas verschlafen trotte ich an einem verregneten Sonntagmorgen zum Kiosk direkt bei mir um die Ecke. Ich stelle mich an. Der Verkäufer ist wie so oft mit diesem älteren Wesen ins Gespräch vertieft, bei dem ich nie genau weiss, ob es sich um eine Frau oder einen Mann handelt. Stark übergewichtig, sehr weite, schwarze Klamotten, struppige graue Haare, weder kurz noch lang, ein verlebtes, von Schmerzen gezeichnetes Gesicht.

Vielleicht hat das Wesen sein Geschlecht bereits hinter sich und versucht einfach nur noch, irgendwie durch den Tag zu kommen. Die Gespräche mit dem Kioskverkäufer scheinen dabei zu helfen, deshalb warte ich geduldig, bis sie fertig sind.

In der Hand des Wesens liegt schlaff eine lederne Hundeleine. Und am Ende der Leine liegt der fast ebenso alte, nun ergraute, ehemals schwarze Hund des Wesens auf dem Boden und blickt zu mir hoch.

«Hallo Hund», sage ich freundlich. Allerdings nur in meinem Kopf. Der Hund hört mich trotzdem und blinzelt voller Hoffnung.

«Hallo», grüsst er zurück. Ebenfalls in meinem Kopf.

Ich mag Hunde. Wir verstehen uns. «Wie geht es dir?», frage ich besorgt. Er wirkt erschöpft. Vielleicht hat er

auch Schmerzen, genau wie das Wesen.

«Ganz gut», antwortet der Hund aber tapfer.

«Mal schnuppern?», frage ich vorsichtig und halte ihm meine Hand in Näsennähe, Knöchel voraus. Schnuppern ist ganz wichtig. Damit entscheidet ein Hund, ob er einen mag oder nicht. Ist beim Menschen genauso, nur schnuppern die weniger offensichtlich.

Der Hund schnuppert zögerlich. Dann hellt sich sein Gesicht auf und ein gaaanz leichtes Schwanzwedeln setzt ein. Unbewusst.

«Freund», sagt er.

Ich lächle ihn an.

«Ja. Freund. Bisschen kraulen?»

Sein Blick folgt meiner Hand ängstlich, als ich sie an seinem Gesicht vorbei bewege. Doch sobald ich ihn an der angenehmen Stelle hinter dem Ohr kratze, entspannt er sich.

«Schön!», sagt er. Und: «Genau da!»

Er steht sogar auf und kommt leicht humpelnden Schritts auf mich zu.

Ich bin eine Weltklasse-Kraulerin. Woher ich das weiss? Der Hund kommt noch näher und drückt seinen Körper an mein Bein, als wolle er mich adoptieren.

«Mehr!», bittet er geniesserisch. Natürlich, Hund, keine Frage!

Ich spüre seine trockene Haut zwi-

schen den groben Haaren, sein spröde gewordenes Fell, die zuverlässige Wärme seines Körpers. Wenn es jemals einen weisen Hund gab auf dieser Welt, dann diesen.

«Ich muss bald gehen», sagt der Hund unvermittelt. Dann blickt er aus seinen melancholischen, alten Augen zu mir hoch.

«Macht doch nichts», sage ich. «Dann kraule ich dich eben beim nächsten Mal wieder.»

Der Hund lächelt traurig, als wäre ich noch sehr jung und wüsste noch so gut wie nichts von der Welt und dem Leben.

«Nein. Ich muss bald gehen», wiederholt er, und diesmal verstehe ich.

Das Wesen ruckt einmal fordernd an der Leine und zieht den Hund von mir fort. Es hat sein Gespräch beendet und tritt nun zurück in sein Zuhause. Der Hund tapst mit unsicheren Schritten neben dem Wesen her. Im Gehen blickt er sich noch ein letztes Mal nach mir um: «Danke fürs Kraulen!»

Dann verschwinden die beiden um eine Ecke, und ich stehe vor dem Kiosk und könnte heulen.

Susan Tumbrel

Fische

Zweimal im Jahr war unsere Waschküche über dem Mühlbach fest in Männerhand, es ging ungewohnt laut zu, der Müller Gerber und der Sternwirt standen lachend und fluchend mit hochgekrempeelten Kuttenärmeln auf den hölzernen Gitterrosten vor den Steintrögen, ihre zünftigen Arme hingen tief in die Waschröge hinein, die den Wänden entlang standen. Zeitweise hörte ich es klatschen und sah eine Wasserfontäne aufspritzen, der Waschküchenboden stand knöcheltief unter Wasser.

Keine Frau hatte an diesem Tag Zugang zur Waschküche, das hier schien Männersache zu sein. Meine Anwesenheit dagegen war erwünscht, denn mir kam während des sogenannten Bachabschlags eine wichtige Funktion zu. Ich war damals auch noch keine richtige Frau, sondern ein mickriges siebenjähriges Ding, ein scheues, braves Lehrerskind mit zwei langen dicken Zöpfen. Wurde ich gerade nicht gebraucht, trippelte ich hinter den Männern auf dem Gitterrost neugierig herum und hoffte einen Blick in die Tröge zu erhaschen. Ich hätte gerne die Fische gesehen, aber die Tröge standen zu hoch.

In die kupferfarbene Trommel der Schleudermaschine hingegen sah ich hinein. Dort lagen die Fische aber, sich im Kreis drehend, auf dem Grund, während ihnen blutiger Schleim aus

den Kiemen lief. Gelegentlich kippte einer der Männer einen Kessel Wasser hinein, um den blutigen Schleim fortzuwaschen, der danach mit dem Wasser unten heraus in den Ablauf floss. Natürlich wusste ich, was es mit diesen Fischen auf sich hatte: Herr Gerber und der Sternwirt hatten sie getötet. Ich hatte nämlich gesehen, wie Herr Gerber mit festem Griff einen zappelnden Fisch in der einen Hand gehalten, die andere in das aufgerissene Fischmaul gestossen und den Fischkopf abrupt abgedreht hatte, so dass ein knackendes Geräusch zu vernehmen gewesen war. Ich hatte mich schnell abgewandt. Nicht dass ich mich geekelt hätte, ich wollte den mächtigen Mann, den ich gut mochte, weil er uns Mühlenkindern oft abends lustige Lumpengeschichten erzählte, nicht bei einer bösen, brutalen Tat sehen müssen.

Auch in den Holzbottich, der unter dem Fenster stand, sah ich hinein. Dort lagen die Fische sauber gespült übereinander und schillerten grau und regenbogenfarben. Ich wusste, sie waren tot, dennoch zuckten und wanden sie sich, schlugen mit den Schwänzen gegeneinander oder sprangen mit einer schnellenden Körperbewegung in die Höhe, als wollten sie ausbrechen. Die Lebendigkeit der toten Fische verwirrte mich, denn die neugeborenen Kätzchen und Kaninchen, die der

Nachbarsbub gegen die Wand schmeterte, bewegten sich nicht mehr, wenn sie auf dem Boden lagen, sie waren still tot. Aber ich wagte nicht, Herrn Gerber nach dem Grund für das Zappeln der toten Fische zu fragen, ich wollte brav sein, ihn bei der Arbeit nicht stören, wie ich es bei Vater gelernt hatte, damit er mich gern hatte. Waren sich die beiden Männer uneinig, ob ein Fisch die erforderliche Pfannengrösse erreicht hatte oder nicht, winkten sie mich heran. Ich musste Herrn Gerber meine Hände entgegenstrecken, Daumen an Daumen dicht aneinander gepresst. Er schob mir den zappelnden Fisch unter, worauf ich ihn blitzartig mit meinen Fingern umklammerte. Ragten Kopf und Schwanz beidseitig aus meinen zu Fäusten geballten Händen heraus, war der Fisch gross genug für die Pfanne. War jedoch kaum mehr etwas von ihm zu sehen, bekam er eine Gnadenfrist bis zum nächsten Bachabschlag. Ich durfte ihn in den Mühlbach zurückwerfen.

Gedanken darüber, dass ich von Zeit zu Zeit mit meiner Handreichung über Leben oder Tod eines noch jungen Fisches entschied, konnte ich mir nicht machen, denn ich stellte mich dabei tot. Ich spürte meine Hände nicht mehr, sie waren Messinstrumente der Männer, auch den Fisch spürte ich nicht, empfand weder Mitleid noch

Schuld. Es kam mir nie in den Sinn, meine Fäuste nicht ganz so dicht aneinander zu pressen, um für einen Fisch noch ein halbes Jahr zu erschummeln. Erst wenn ich einen kleinen zappelnden Fisch aus der Waschküche trug, mich auf dem kleinen Holzsteg über dem Mühlbach ans Geländer lehnte und ins Bachbett hinunterschaute, wo tags zuvor noch ein zünftiger Bach rauschend das Mühlrad angetrieben hatte, sich jetzt jedoch nur noch kleine Rinnsale zwischen den Steinen durchschlängelten, wurde ich wieder lebendig. Ich spürte plötzlich, wie der Fisch sich in meinen Händen wand, so dass ich ihn kaum noch zu halten vermochte. Gleichzeitig wurde mir bewusst, dieser Fisch war mir anvertraut, ich war für sein Wohlergehen verantwortlich. Lange hielt ich nach der tiefsten Stelle im Bachbett Ausschau, wohin ich den Fisch werfen wollte, ich zögerte, zielte – und warf. Der Fisch glitzerte kurz in der Luft, Wasser spritzte zwischen den Steinen auf. Dann sah ich meinen Fisch pfeilschnell auf das Mühlgewölbe zuschwimmen, bis er darunter verschwand. Mir wurde wieder warm ums Herz.

Einmal hatte ich einen schlechten Wurf getan! Mein Fisch schlug auf einem Stein auf, überschlug sich, rutschte regungslos ins Wasser hinein. Er bewegte sich kaum noch, kippte zur Seite, kehrte den hellen Bauch nach

oben und trudelte mit dem Rinnsal auf den dunklen Tunnel zu. Doch plötzlich bewegte er den Schwanz, drehte sich in Schwimmposition, um gleich darauf doch wieder umzukippen. Ich sah seinen hellen Bauch im dunklen Tunnel verschwinden.

Mit wehem Herzen stand ich da. Als mich die Männer riefen, kehrte ich in die Waschküche zurück, um ihnen meine Hände zu neuen Diensten anzubieten.

Rita Roedel

eine dreiundfünfzigjährige

sie sitzt am fenster und sieht, der suv draussen
vor dem haus in der schmalen gasse, die
direkt an den see führt, seeanstoss haus mit war
damals antrieb eigentum die vollendung des
der rostige fiat bereits nostalgie
zwei kinder auf dem dach ehrlich gesagt kein
aber trotzdem angeschnallt.
wie bitte?

das haus am see war ein fels in der brandung ohne
schaum und krone reiner fels staub in der zu frühen
abendsonne, im garten ein baum ohne schatten
ein abwesender sorgte für alles
während sie die innenräume akribisch ausgestaltete
das haus gefiel.
jede besucherin nickte anerkennend
beim weggehen

der suv steht immer noch.
sie sitzt am fenster.
wüsste sie doch noch, welche farben es
gegeben hatte – damals bevor alles begann

annette rafeld



Die Welt in hundert Jahren

Es gibt weder Schadstoffe noch Kunststoffabfälle, unachtsam weggeworfen auf Feldern oder an Strassenrändern. Die Menschheit hat sich weiterentwickelt. Niemand kennt Hunger oder Armut, alle haben genug zu essen und führen ein Leben in Würde.

In den letzten hundert Jahren gab es einige traurige Tiefpunkte auf der Erde. Es wurden schlimme Kriege geführt und es tauchten auch immer wieder Seuchen und Viren auf, die viele Menschen hinwegrafften. Diese schrecklichen Begebenheiten sind nun endgültig vorbei. Gestorben!

Jetzt ist eine andere, viel schönere Zeit angebrochen. Die Natur ist geheilt, es gibt wieder genügend Regenwald, da er sich selbst regeneriert hat. Es ist nicht zur Klimakatastrophe gekommen, wie es viele prophezeit haben. In jedem Land gibt es genügend Wasser. Die Menschen führen ein glückliches Leben. Jede und jeder übt eine Tätigkeit aus, die seinen Talenten

entspricht und sie fördert. Alle sind freundlich zueinander, zu den Tieren und zur Natur. Junge und alte Menschen unterstützen sich gegenseitig und lernen Vieles voneinander.

Benzin und Öl gehören der Vergangenheit an, es sind neue, umweltfreundliche Energiequellen erschlossen worden. Abertausend fleissige Forscher arbeiteten während vielen Jahren daran. Das Wohl von Menschen, Tieren und Pflanzen hatten erste Priorität, und nicht mehr Eigennutz und Gier. In jedem Land gibt es eine eigene Kultur, eine eigene Identität. Niemand will mehr einem anderen Land Entwicklungshilfe überstülpen, die dort gar nicht erwünscht ist. Alle lassen einander gewähren, tauschen sich aus und lernen voneinander.

Es ist ein wahrhaft paradiesischer Zustand, so wundervoll – da möchte ich jubilieren.

Margret Schneeberger- Liechti

Das Leben findet immer einen Weg

Erstes zartes Grün reckt sich der Sonne entgegen. Schneeglöckchen wiegen im Wind, manche mit einer letzten, dünnen Schneeschicht zu ihren Füßen. Es folgen nach und nach Schlüsselblumen, Buschwindröschen, Osterglocken, Tulpen. Mit jedem Tag wächst die Farbenpracht, die Sonne wärmt und erhellt unser Gemüt. Bald zeigen die Obstbäume erstes Grün, nur kurze Zeit später prachtvolle Blüten. Ihre Weiss- und Rosatöne erinnern an eine Braut, die im Mai in einen neuen Lebensabschnitt schreitet. Hoherhobenen Hauptes und mit der Gewissheit, dass nichts ihr junges Glück zerstören kann. Weder Braut noch Blüten ahnen, dass nur eine einzige Nacht alles vernichten könnte.

Leichte Winde streichen über Wiesen und Wälder, Bienen summen, sammeln Nektar und bestäuben Blüten. Bunte Käfer krabbeln im satten Grün, Ameisen bauen Unterkünfte, Spinnen weben kunstvolle Netze, welche im Morgentau herrlich glitzern. Vielfarbige Schmetterlinge flattern im Wind. Aus der Braut ist nun eine Ehefrau geworden, welche in ihrem Garten arbeitet, jätet, sät und pflanzt. Die Pracht der Natur erstreckt sich nicht nur über

die Farben. Die Klänge in Garten, Wald und Feldern sind unsagbar vielfältig. Tauben gurren, Spatzen streiten, Katzen schnurren, Hunde bellen. Nachbars Rasenmäher erinnert daran, dass nun Sommer ist. Jungvögel machen erste Flugversuche, piepsen und hopten unbeholfen, während ihre Eltern aufgeregt flatternd vor den Nestern warten, bis ihr Nachwuchs endlich mutig die Flügel ausbreitet und jubilierend mit ihnen in den Himmel steigt. Das jungverheiratete Paar sitzt abends flüsternd im Garten. Es hütet ein Geheimnis unter dem Herzen der Frau.

Die Tage sind nun lang, sonnig und warm. Hitzewellen überrollen das Land, Blumen und Gemüse dürsten.

Männer und Frauen schleppen Wasser in den Garten, um Früchte und Gemüse am Leben zu erhalten. Diese sollen sie später im Jahr ernähren und an den Sommer erinnern.

Es folgen Abende mit heftigen Gewittern, Blitz und Donner. Wassermassen, die über die vertrocknete Erde hinweg in Häuser und Keller dringen, dann wieder Trockenheit.

Auf den Feldern gedeihen trotz allem Korn und Mais. In den Pflanzungen der Bäuerinnen reift Gemüse in vie-

len Farben und Formen. Die Obstbäume bringen Früchte hervor, erfreuen uns mit Äpfeln, Birnen und Nüssen. Zeit, Gemüse und Früchte einzubringen. In den Küchen werden die Erträge des Gartens haltbar gemacht mit Einkochen, Trocknen und Einfrieren. Herbstblumen in kräftigen Farben und warme Herbsttage erfreuen noch einmal unsere sonnenhungrigen Seelen. Das neue Leben wächst weiter in der jungen Frau heran. Jetzt kommen Herbstnebel, welche sich an manchen Tagen auf die leeren Beete legen. So fällt es nicht auf, dass

die Sommerfarben fehlen. An die Bäume legt sich Raureif, welcher an sonnigen Morgen glitzert und glänzt. Endlich fallen erste Flocken und bedecken die Erde mit einem weissen Tuch. Die Natur fällt in einen tiefen Schlaf und lässt uns manchmal glauben, dass unter der Schneedecke alles stirbt. Doch nach kalten Wochen, Schneegestöber und Eistagen fängt bald alles von vorne an. Erstes zartes Grün reckt sich der Sonne entgegen und ein Neugeborenes tut seinen ersten Schrei.

Béatrice Ammann-Leuenberger

Fragen zum Leben

Sag mir doch, was Leben ist
Leben muss sich bewegen

Sag mir auch, wie sich`s bewegt
Bewegung hat einen Puls

So sag mir nun, wie schnell der ist
Mal ist er schnell, mal langsam

Und sage mir, wie das sich ändert
Rhythmus bestimmt den Wechsel

Sag mir jetzt, was diesen ausmacht
Pausen zwischen dem Fliesen

Und sag mir doch, wie lange noch
Länger, als wir fragen können

Barbara Fürcho

Jubilieren statt sterben

In arbeitsamen Jahren habe ich sehr viel erlebt, ich habe mich entwickelt, bin gewachsen und gross geworden. Ich habe sehr vieles getan und möchte noch einiges tun. Möchte weiterwachsen, grösser werden. Möchte mich zu grösserer Bekanntheit entwickeln. Aber das braucht Kraft und etwas mehr Schwung. In der letzten Zeit fühle ich mich müde und lustlos, mir fehlt die Kraft zum Leben. Ich brauche mehr Luft, Luft zum Atmen. Ich benötige Hilfe, professionelle Hilfe. Wenn mir nur wieder mehr Leben, jüngerer Leben,

eingehaucht wird, werde ich mich aufrappeln. Aber es sollte die Kraft der Jugend sein, älter und etwas ausgelaugt bin ich selber. Ich soll sterben? Niemals! Ich brauche junges aktives Blut. Ich sehe einen Apfelbaum im Winter, seine Äste sind ohne Laub, kahl, aber im Frühling fängt er an zu treiben, bringt Blüten und Blätter, im Herbst trägt er Früchte. So stelle ich mir meine Zukunft vor. Dann hätte ich einen schönen Grund zum Jubilieren.

Elisabeth Leuenberger

Kreis des Lebens

lauer Duft
gleissende Hitze
raschelnde Blätter
kalte Nebel

geboren werden
wachsen
reifen
sterben

staunen
geniessen
erfahren
vergehen

Kreis des Lebens:
Jubel und Tod

Susanne Gantner

Werden und vergehen

Samen, Spross, Trieb, Pflanze

Morgen, Tag, Abend, Nacht

Frühling, Sommer, Herbst, Winter

Alles hat seine Zeit

Noch ist es nicht soweit, dass diese Naturgesetze fallen

Aber ein zerstörerischer Keim ist schon in vielen oder allen

Der Samen, die Pflanze trägt Gift in sich

Der Tag wird durch Rauch und Asche zur Nacht

Die Nacht durch Lichtverschmutzung zum Tag

Der Frühling erfreut uns Menschen und Tiere noch immer mit frischem Grün

Als wäre noch nichts geschehen

Der Sommer dann heiss und trocken

Winter findet im Flachland nicht mehr statt

Der Mensch macht sich Sorgen und Gedanken

Wie man alles wieder einrenken könnte

Die Natur wird zu ihrer Zeit alles selbst lösen

Sie ist viel stärker als wir

Sie braucht uns Menschen nicht

Margrit Wittwer

Stirb und werde

Ohne Natur kann der Mensch, das Tier, die Pflanze nicht leben.

Ohne Licht und Schatten kann die Natur nicht leben.

Unsere Erde im grossen Universum ist ein göttliches Wunder, auf und in der Menschen, Tiere und Pflanzen leben und sterben.

Im unendlichen Kreislauf ist das Sterben nicht das Ende des Lebendigen. Es gibt immer eine Auferstehung in und mit der Natur bei Menschen, Tieren und Pflanzen.

Naturgesetze halten das göttliche Wunder im Gleichgewicht.

Im Frühling – beginnendes Leben, im Sommer – Reifung, im Herbst – Ernte und Vergehen, im Winter – Ruhe.

Die natürlichen Kräfte wie Sonne, Regen, Wind sind Lebensbedingungen.

Woher die kommen? Kennst du diese Geheimnisse?

Die Kräfte der Natur sind zärtlich, heilend, nährend, zerstörend, tröstend, fortpflanzend.

Zärtlich:

Du liegst im Gras, die Sonne wärmt dich, ein lauer Wind streichelt dich, eine Ameise kitzelt dich. Bienen summen, ein Schmetterling flattert von Blume zu Blume. Diese schaukeln. Ein Vogel fliegt auf einen nahen Baum und flötet. Blütenduft steigt dir in die Nase und du siehst den blauen Himmel über

dir. Du fühlst dich zärtlich umfassen und schliesst die Augen.

Heilend:

Vor hundert, zweihundert Jahren lebten die Menschen noch weitgehend ohne ärztliche Versorgung. Und wer heilte sie, wenn sie krank waren? Pflanzen und Kräuter in der Natur! Die Kräuterfrauen wussten um die natürliche Medizin, wachsend in Feld, Wald und Garten. Steigende Gesundheitskosten und chemische Pillen gab es damals nicht. Das Heilende wuchs gratis für alle. Das ist heute noch so! Aber wir wissen es nicht mehr.

Nährend:

Stell dir einen Bauernhof vor: Dort leben Kühe, Kälber, Schweine, Ziegen, Hühner, Hasen, Enten und Gänse. Es gibt Getreidefelder, Gemüsegärten, Obstplantagen und Beerensträucher. Dort gibt es Milch und Honig. Die Natur ist es, die uns nährt und Menschen, die Boden und Wachstumszeiten kennen, Tiere betreuen, säen und ernten. Unsere Nahrung kommt nicht von Maschinen in Fabriken.

Zerstörend:

Die Kräfte der Natur können gewaltig, zerstörend werden. Was heute alle wissen sollten: Wir Menschen dürfen

die natürlichen Kräfte und Gesetzmäßigkeiten nicht stören und verändern, die Natur nicht ausbeuten für egoistische Zwecke und Gewinnmaximierungen.

Was wäre, wir lebten in der heissen trockenen Sahelzone?

Kein Wasser, kein Brot.

Was wäre, wir lebten in Indonesien?

Nur Wassermassen, die alles ertränken.

Kein Haus, kein Brot.

Was wäre, wir lebten in Australien?

Feuerstürme, die alles niederbrennen.

Nur noch Asche, kein Brot.

Unser Vorsprung ist, dass wir nicht dort leben! Aber wir zittern.

Tröstend:

Auch nach den fürchterlichsten Katastrophen kennt die Natur Auferstehung. Es kann wieder neues Leben entstehen. Das gibt Hoffnung und tröstet, wenn sich auf kilometerweiten Aschefeldern grüne Sprösslinge zeigen. Stirb und werde.

Fortpflanzend:

Alles Lebendige pflanzt sich fort, der Mensch, das Tier, die Pflanze. Du und ich, wir werden einmal nicht mehr sein, aber unsere Nachkommen werden sein und deren Nachkommen werden sein.

Menschen:

Der alte Vater liegt im Sterben. Die Familie ist versammelt und nimmt Abschied. Welch eine grosse Stunde! Gelebtes löst sich auf. Die Nachkommen wissen um den Reichtum, den der Vater, Grossvater in ihre Herzen gepflanzt hat. Sie ahnen auch seine Krisen in schweren Lebenszeiten.

Jetzt ist er gestorben, tot.

Wer sitzt jetzt an Grossvaters Platz, fragt der Enkelsohn?

Die Platzverhältnisse klären sich bald, und aus der grossen Lücke wächst ungeahnt Neues.

Abschied ist wie Sterben.

Ein junger Eritreer riskiert sein Leben bewusst. Flieht durch die Wüste, übers Meer. Er sucht Sicherheit, Brot und Arbeit. Was er findet, ist Ablehnung – Hass im luxuriösen Europa. Sein Heimweh ist unbeschreiblich. Doch der Flüchtling will lieber sterben als zurückkehren ins terrorisierte Heimatland. Diese Situation zerreisst ihn innerlich. Doch das Wunder der Auferstehung geschieht! Menschen erkennen seine Not, seine Würde und Werte, seine Talente und geben ihm eine Chance. Die nimmt der Eritreer an. Mit aller Willenskraft, mit Disziplin und Duchhaltevermögen blüht neues Leben in und um ihn auf. Dieses neue Leben ist wie ein Friedensver-

trag, so gross wie ein Wassertropfen im Meer.

Tiere:

Ihr Instinkt ist gross, ausgebildeter als bei uns Menschen. In einer Pflege-wohngruppe leben nicht nur betagte, hilfsbedürftige Menschen, sondern auch die Katze ‚Schnurrli‘. Eines Tages ist sie einfach da, ohne Aufnahmepapiere. ‚Schnurrli‘ verhält sich leise und unauffällig. Sie wird nicht vermisst, wenn sie nächtliche Ausflüge macht. Wenn aber eine Bewohnerin, ein Bewohner, sich zum Sterben hinlegt, ist es ‚Schnurrli‘, die als Erste diese Zeichen erkennt. Sie legt sich an das Kopfende der Sterbenden und bleibt da, bis deren Lebenslicht erlöscht. Dann geht ‚Schnurrli‘ wieder Mäuse fangen. Das Sterben gehört zum Leben.

Pflanzen:

Es geschieht, was seit Jahrtausenden geschieht, seit die Erde besteht. «Stirb und werde». Unter den rotgelben Herbstblättern, die der Sturm erbarmungslos abreisst, sind schon die kleinen Knospen für ein nächstes Leben, ein nächstes Frühjahr zu sehen. Die Felder ruhen und in ihnen vollzieht sich das grosse Wunder:

«Es wächst viel Brot in der Winternacht». (Gedicht von Friedrich Wilhelm Weber).

Gemeinschaften, Vereine:

Sie erleben Höhepunkte, Krisen bis hin zu Dämmerndeschlaf und Auflösung. Auch in der Wirtschaft, in der Politik, in den Religionen ist dieser Vorgang zu beobachten. Es ist sehr schwer, ein Lebenswerk zu sehen, wie es sich verändert, stirbt. Ich leihe mir Worte aus

Es muss das Herz bei jedem Lebensrufe bereit zum Abschied sein und Neubeginne, um sich in Tapferkeit und ohne Trauern in andere, neue Bindungen zu geben. Und jedem Anfang wohnt ein Zauber inne, der uns beschützt und der uns hilft zu leben.

Hermann Hesses Gedicht «Stufen».

Was heisst das für unseren Verein femscript.ch, der am Scheideweg steht? Nicht jammern, was gewesen, sondern Freude erleben, was in 30 Jahren gewachsen ist. Ja, jubilieren! Das Wichtigste ist das Loslassenkönnen, die Zeit der Leere aushalten, bis Neues, Verändertes, Ungeahntes erblüht.

Rose Breinlinger

femscript.ch

femscript.ch ist ein Netzwerk schreibender Frauen. 1990 gegründet, setzte der Verein von Anfang an auf die Förderung von Autorinnen, unabhängig davon, ob sie bereits publiziert haben oder nicht. Das Ziel ist, authentische und vom Urteil der Verlage unabhängige literarische Sprache zu entwickeln und zu kultivieren. Heute sind rund 130 schreibende Frauen femscript.ch angeschlossen, sowohl bekannte Autorinnen als auch (noch) unbekannte Schreiberinnen.



femscript.ch veröffentlicht zum 30-jährigen Bestehen eine Anthologie mit rund 50 Beiträgen von Pia Berla, Doris Faiss, Elisabeth Hostettler, Irmeli Kivijärvi, Jaël Lohri, Marianne Mathys, Ursula Mori, Nadeshda Müller, Susanne M. Neeracher-Frei, Adelheid Ohlig, Sarah Stutte, Susanne Thomann, Andrea Barbara Trachsel, Verena Uetz-Manser, Andrea Verena Warth, Ruth E. Weibel, Rosa Weiss. Vorwort: Federica de Cesco.

edition 8, 2020.

ISBN 978-3-85990-368-5

Verkaufspreis im Buchhandel
CHF 21.00 / Euro 18.80

